



Drangsale einer Frau

Oder:

Die Halliburtons.

Roman

von

Frau Henry Wood,

Verfasserin von „East Lynne“, „Die Channings“ ꝛc.

Aus dem Englischen von A. Kretzschmar.

Autorisirte Ausgabe.

Erster Band.





Leipzig,
Voigt & Günther.
1863.



Drangsale einer Frau

Oder:

Die Halliburtons.



Erster Band.



Erstes Kapitel.

Die Tochter des Geistlichen.

In einem sehr volkreichen Bezirk von London, etwas nördlich von Temple Bar, stand vor vielen Jahren eine niedrige alte Kirche mitten unter andern Kirchen, denn bekanntlich hat London großen Ueberfluß an solchen.

Die Thüren dieser Kirche standen an einem dunkeln Abend im December theilweise geöffnet, und die Vorübergehenden konnten ein schwachschimmerndes Licht darin bemerken.

Es war eine wohlbekannte Sache, was im Innern der Kirche vorging und warum das Licht darin brannte. Der Oberpfarrer oder Rector theilte das wöchentliche Brot aus. Ein menschenfreundlicher Mann hatte nämlich in seinem Testament eine gewisse Summe ausgesetzt, für welche allwöchentlich zwanzig Brote an ebensoviele arme Witwen nach der Wahl des Geistlichen ausgetheilt werden sollten.

An dieses Vermächtniß waren einige sonderbare Bestimmungen geknüpft. Die eine derselben bestand darin,

daß das Brot niemals weniger als zwei Tage alt sein und wenigstens vierundzwanzig Stunden vor der Austheilung in die Kirche abgeliefert werden sollte.

Eine anderweite Bestimmung lautete dahin, daß jede Empfängerin in eigener Person erscheinen mußte. Kam sie nicht selbst, so ging sie, gleichviel, wie unvermeidlich ihr Ausbleiben gewesen sein mochte, der Gabe verlustig. Keine Freundin durfte es für sie in Empfang nehmen und ebenso wenig durfte es ihr zugesandt werden. Blieb ein Brot auf diese Weise übrig, so war der Geistliche beauftragt, es „nach seinem Ermessen“ irgend einer fremden Witwe, welche gerade dasei, zu schenken. Der Ausdruck „fremd“ ward zur Unterscheidung von den zwanzig armen Witwen gebraucht, welche als die stehenden Empfänger dieser milden Gabe eingeschrieben waren. Viermal jährlich erhielt jede Witwe außer dem Laib Brot auch noch einen Schilling.

Ein Laib Brot ist nicht viel. Für uns, die wir in unsern mit allem Ueberfluß versehenen Häusern sitzen, scheint es wie nichts zu sein. Für manchen aber, der sich jetzt in dieser selben Stadt London müht und plagt, kann ein Laib Brot fast der Wendepunkt zwischen Tod und Leben sein.

Die Armen existirten in jener Zeit, wie sie in der unserigen existiren und wie sie stets existiren werden. Es war deshalb durchaus nicht zu verwundern, daß eine Menge Witwen, größtentheils alt und alle arm, sich, wenn das Brot ausgetheilt ward, an der Kirchthür sammelten, jede in der Hoffnung, daß von den zwanzig regelmäßigen Empfängerinnen irgend eine ausbleiben und der Küster dann an die Thür kommen und eine andere beim Namen rufen

werde, damit sie eintrete und die glückliche Empfängerin sei. An den Tagen, wo außer dem Brot auch noch der Schilling verabreicht ward, vermehrte sich diese harrende und hoffende Menge um das Vierfache.

Donnerstag Nachmittag war die Zeit der Vertheilung. An dem Tage, von welchem wir jetzt schreiben, betrat der Rector zu der gewohnten Stunde, nämlich um vier Uhr, die Kirche. Er mußte sich durch eine ungewöhnlich große Menge vor der Thür den Weg bahnen, denn es war heute einer der Schillingtage. Er kannte diese armen alten Frauen alle persönlich, er wußte ihre Namen und wo sie wohnten, denn der wohlehrwürdige Francis Tait war ein Geistlicher, der seines Amtes mit Fleiß wartete. Dergleichen Geistliche waren zu jener Zeit seltener als jetzt.

Von schottischer Geburt, hauptsächlich aber in England erzogen, hatte er sich in dem gewöhnlichen Alter ordiniren lassen und war Hülfsgeistlicher in einem Kirchspiel von London geworden, wo die Arbeit groß und der Gehalt klein war. Nicht als ob der eigentliche Kirchendienst ein schwerer gewesen wäre, wohl aber war es ein Kirchspiel, welches ungewöhnlich viel arme Mitglieder zählte.

Wer dergleichen Kirchspiele kennt, weiß, wie viel darauf ankommt, daß der Geistliche ein menschenfreundlicher und gewissenhafter Mann sei.

Zwanzig Jahre lang blieb er Hülfsgeistlicher, geduldig arbeitend und freudig hoffend. Zwanzig Jahre! Das scheint geschrieben so wenig, zu leben aber ist es sehr, sehr viel, und Francis Tait fand dies zuweilen, trotz seines hoffnungsvollen Vertrauens.

Dann endlich ward er befördert. Er ward erster

Geistlicher an der kleinen Kirche, die wir jetzt geöffnet sehen. Es war im Vergleich mit andern immer noch eine armselige Stelle und in Hinsicht auf die sociale Stellung der Bewohner ein armseliges Kirchspiel. Nach der Besoldung aber, die er als Hülfsgeistlicher genoß, erschien ihm diese neue als eine ungemein reichliche, und was den Umstand betraf, daß seine Heerde größtentheils aus armen Leuten bestand, so war er ja überhaupt an nichts Anderes gewöhnt. Er heirathete nun, und so vergingen abermals zwanzig Jahre.

An diesem Abend stand er in der Kirche. Die Brote lagen auf dem in der Wand angebrachten Brete dicht neben der Thür der Sakristei, ganz nahe am Eingang der Kirche. Ein flackerndes Talglicht mit einer langen Schnuppe stand auf dem kleinen Tische zwischen ihm und den armen Witwen, die sich ihm gegenüber herandrängten.

Er war jetzt fünfundsechzig Jahre alt, ein hagerer Mann von Mittelgröße, mit blassem, intelligentem Gesicht und gedankenvollem, schönem, grauem Auge. Er hatte ein freundliches Wort und eine theilnehmende Erkundigung für alle, während er ihnen den Schilling in die Hand drückte und der lahme alte Küster gleichzeitig die Brote von dem Brete herunter über den Tisch reichte.

„Seid Ihr heute alle da?" fragte der Rector während der Vertheilung.

„Nein, Sir," antworteten mehrere der Empfängerinnen zu gleicher Zeit. „Betty King ist nicht da."

„Was fehlt ihr denn?"

„Sie leidet an heftiger Gicht. Sie konnte nicht kommen. Sie liegt im Bett."

„Dann muß ich sie besuchen“, sagte der Geistliche. „Wie, seid Ihr wieder da, Martha?“ fuhr er fort, als eine kleine verwachsene Frau hinter den übrigen hervortrat, wo sie bis jetzt verborgen gestanden. „Ich freue mich, Euch zu sehen.“

„Ja, ganze sechs Wochen sind es heute, daß ich nicht habe kommen können“, rief die Frau. „Aber ich bin nun ganz wieder hergestellt.“

Die Vertheilung nahte ihrem Schlusse, als der Rector zu dem Küster sagte:

„Rufen Sie Elise Turner herein.“

Der Küster legte die noch übrigen vier oder fünf Brote auf den Tisch, damit jede Empfängerin während seiner Abwesenheit selbst zulange, und ging hinaus an die Thür.

„Elise Turner, Se. Wohlehrwürden läßt Euch rufen!“

Ein freudiges Schluchzen von Elise Turner und ein klägliches Stöhnen getäuschter Erwartung von denen, die um sie herumstanden, war die Antwort auf den Ruf des Küsters. Er nahm weiter keine Notiz davon — er hatte es schon oft gehört — sondern drehte sich herum und hinkte wieder in die Kirche hinein. Elise Turner folgte ihm und noch eine Frau schlüpfte hinter dieser drein.

„Na, Witwe Booth!“ rief der Küster nachdrücklich, als er diese Zudringlichkeit bemerkte, „was habt Ihr hier zu schaffen? Ihr wißt, daß es gegen die Gesetze ist.“

„Ich muß den Herrn Rector sprechen“, murmelte die Frau, ein schüchternes, halbverhungertes Wesen, indem sie sich immer weiter bis in die Sakristei hineindrängte, wo sie dann ihre klägliche Geschichte erzählte.

„Ich bin weit schlimmer daran als die Witwe Tur=

ner“, stöhnte sie, nicht im Tone der Klage, sondern der Bitte. „Sie hat eine Tochter, welche bei einer Herrschaft dient und sie unterstützt. Ich aber, ich habe meine arme unglückliche Tochter fieberkrank und entkräftet von Hunger zu Hause liegen. O Sir, könnten Sie das Geschenk diesmal nicht mir geben? Seit heute Morgen habe ich keinen Bissen und keinen Tropfen wieder genossen, und auch da war es nur ein Schnittchen Brot und ein Schluck Thee, den eine Nachbarin mir aus Mitleid gab.“

Es war durchaus nothwendig, diesen eigenmächtigen Bewerbungen um das Almosen nicht stattzugeben. Der Rector hatte es sich daher auch zum Gesetz gemacht, die übrigbleibenden Geschenke niemals denen zu geben, welche darum nachsuchten, weil dann die ganze Austheilung ein allwöchentliches Schauspiel von Zank und Verwirrung gewesen wäre. Demgemäß reichte er auch jetzt den Schilling und das Brot der Witwe Elise Turner, wendete sich dann, als diese sich mit den andern Frauen entfernt hatte, zu der Witwe Booth, welche schluchzend an der Wand stand, und redete sie freundlich an.

„Ihr hättet nicht hereinkommen sollen, Mistreß Booth“, sagte er. „Ihr wißt, daß ich das nicht erlaube.“

„Aber ich brauche es ja zur höchsten Noth, Sir!“ war die Antwort. „Ich dachte, Sie könnten es zwischen mir und der Witwe Turner theilen — sechs Pence für sie und sechs Pence für mich, und das Brot hätte auch halb durchgeschnitten werden können.“

„Ich bin nicht befugt, die Gaben zu theilen. Wollte ich dies thun, so würde ich die Bestimmungen des Vermächtnisses verletzen. Wie kommt es denn, daß Ihr diese

Woche so gar schlimm daran seid? Habt Ihr Eure Arbeit eingebüßt?"

„Ich konnte sie nicht fertig bringen, Sir, weil ich meine kranke Tochter zu pflegen habe. Ueberdies habe ich einen bösen Finger und das hat mich auch am Nähen gehindert. Vorgestern nahm ich neun Pence ein, Sir, aber gestern Abend waren sie auch bis auf den letzten Heller schon wieder ausgegeben."

„Ich werde gelegentlich zu Euch kommen", sagte der Geistliche.

Die Frau schlug bittend die Augen auf.

„O Sir, wenn Sie mir nur jetzt etwas zu einem Bissen Brot geben könnten! Und wenn es ein Penny wäre, so würde ich ihn dankbar annehmen."

„Mistreß Booth, Ihr wißt, daß es gänzlich gegen meine Regel sein würde, wenn ich Euch hier etwas geben wollte", entgegnete er mit unverkennbarer Festigkeit. „Auch gefällt es mir durchaus nicht, wenn eine von Euch mich darum zu bitten versucht. Geht ruhig nach Hause — ich habe gesagt, daß ich gelegentlich zu Euch kommen werde."

Die Frau dankte und ging hinaus.

Hätte irgend etwas noch gefehlt, um die Nothwendigkeit der Regel zu beweisen, so wäre dies die Begierde gewesen, womit die andern wartenden armen Frauen sich um die Witwe Booth drängten. Keine einzige war fortgegangen und alle fragten eifrig, ob sie etwas bekommen hätte. Die Antwort, daß sie wirklich etwas bekommen, würde sofort die ganze Schaar bewogen haben, sich ebenfalls hineinzudrängen und den Geistlichen anzubetteln.

Die Witwe Booth schüttelte den Kopf.

„Nein, ich habe nichts bekommen", sagte sie. „Ich dachte mir's aber gleich. Er läßt sich nie erbitten. Er sagt, er würde zu mir kommen."

Die armen Frauen zerstreuten sich nun, einige nach der, andere nach jener Richtung. Der Rector blies das Licht aus, trat dann mit dem Küster heraus und die Kirche ward nun für die Brotaustheilung bis nächste Woche geschlossen. Der Rector nahm die Schlüssel, um sie selbst nach Hause zu tragen. Sie wurden in seiner Wohnung verwahrt. Früher hatte der Küster sie hingetragen, seitdem er aber alt und lahm geworden, wollte der Rector ihm nicht mehr diese Mühe machen.

Es war ein schöner Abend von oben, die Straßen aber waren schmuzig und der Geistliche konnte es nicht vermeiden, in manche Pfütze zu treten. Die Gassen, durch welche sein Weg ihn führte, waren nur unvollkommen beleuchtet.

Die dem Rector dieses Kirchspiels angewiesene Wohnung befand sich dicht in der Nähe eines wohlbekannten Square oder freien Platzes, der zu jener Zeit von der feinen Welt besucht ward. Das Haus selbst war ein sehr hübsches und sah von außen ganz stattlich aus, sodaß man geneigt sein konnte, daraus zu schließen, die Stelle des Rectors müsse wenigstens fünfhundert Pfund jährlich einbringen. Dies war aber durchaus nicht der Fall, und die Gemeinde handelte gegen ihren Seelsorger sehr freigebig, indem sie ihm eine so schöne Wohnung gewährte.

Binnen einer Viertelstunde hatte er den Weg von der Kirche bis hierher zurückgelegt.

Bis vor kurzem hatte ein Pensionär dieses Haus mit dem Rector und seiner Familie getheilt. Der Geistliche

eines benachbarten Kirchspiels, Mr. Acton, war Haus- und Tischgenosse der Familie gewesen. Er bezahlte natürlich dafür und hatte dadurch die Einkünfte des guten Rectors ein wenig vermehrt, denn außerdem würde dieser ebensowohl als seine Gattin es als eine Verschwendung betrachtet haben, zwei Dienstboten zu halten. Die Kosten für die Erziehung ihrer Kinder nahmen einen großen Theil des Diensteinkommens in Anspruch.

Seit einiger Zeit aber war Mr. Acton nach einer andern Stelle versetzt worden, und man hoffte nun, an seiner Statt einen andern Miethbewohner und Kostgänger zu bekommen.

An diesem Abend, als Mr. Tait so zwischen den Pfützen hindurch den Weg heraussuchte, bot das gewöhnliche Wohnzimmer seines Hauses einen heitern, freundlichen Anblick dar. Es befand sich im Parterre, hatte die Aussicht auf die Straße, war geräumig und hoch und ward vom Feuer des Kamins erhellt. Zwei noch nicht angezündete Lichter standen auf dem Tische hinter dem Theebret, die Glut des Feuers war aber für die Arbeit, welche jetzt in dem Zimmer verrichtet ward, vollkommen ausreichend.

Es war gar keine Arbeit, sondern blos Spiel. Eine junge Dame drehte sich ruhig tanzend im Zimmer herum — wir sagen ruhig, denn ihr Fuß und ihre Bewegungen machten kein Geräusch, und die Melodie, mit welcher sie Takt hielt, ward von ihr mit gedämpfter Stimme geträllert.

So bewegte sie sich in der glücklichen Unschuld ihres Herzens und ihrer Jugend. Ein anmuthiges Mädchen war es, von mittler Größe, ein Mädchen, auf welchem das

Auge mit Vergnügen weilte. Nicht um seiner Schönheit willen, denn es konnte sich keiner sehr großen Schönheit rühmen; wohl aber hatte es eins von den Gesichtern, welche sich auf eigenthümliche Weise Gunst erwerben. Ein sanftes, offenes, ehrliches Antlitz war es, mit demselben aufrichtigen, redlichen grauen Auge, welches an dem alten Rector so gefiel. Ihr Haar war braun.

Sie war das älteste Kind des Geistlichen und schien ihrem Aussehen nach ungefähr achtzehn Jahr zu zählen. In der That zählte sie ein Jahr mehr, ihr Gesicht aber und ihre Kleidung waren beide jugendlich. Sie trug ein violettseidenes Kleid mit niedrigem Leibchen und kurzen Aermeln. Junge Damen trugen damals ihre hübschen Nacken und Arme nicht dicht verhüllt. Bei Tageslicht würde das Kleid etwas alt ausgesehen haben, bei Kerzenlicht aber nahm es sich noch ganz gut aus.

Das Geräusch des Oeffnens der Hausthür bewog sie in ihrem Tanze inne zu halten. Sie wußte, wer es war — kein Bewohner des Hauses besaß einen Schlüssel, als nur der Hausherr selbst — und sie wendete sich zu dem Feuer, um die Lichter anzuzünden.

Mr. Tait trat in das Zimmer, ohne weder seinen Ueberrock auszuziehen, noch seinen Hut abzulegen.

„Hast Du den Thee schon fertig, Jane?"

„Nein, Papa, es hat eben erst fünf geschlagen."

„Dann will ich gleich noch einmal ausgehen. Ich muß einige arme alte Frauen besuchen und naß bin ich nun einmal. Ich bin durch und durch", fuhr er fort, indem er auf seine Schnallenschuhe und seine schwarzen Gamaschen blickte. „Du kannst mir meine Pantoffeln warm stellen,

Jane. Aber", setzte er, als ob ihm plötzlich etwas einfiele, hinzu: „Wird auch Deine Mama warten wollen?"

„Mama hat schon vor einer halben Stunde eine Tasse Thee getrunken", entgegnete Jane. „Sie sagte, es werde ihr vielleicht wohlthätig sein, und wenn sie ein wenig darauf schlafen könnte, so würde sie vielleicht im Stande sein, noch vor dem Schlafengehen ein wenig herunterzukommen. Du kannst den Thee bekommen, sobald Du es wünschest, Papa. Es ist weiter niemand zu Hause als Francis, und er sowohl als ich könnte warten bis um zehn Uhr, wenn Du es verlangst."

„Nun, dann will ich sogleich gehen. Bis um zehn werde ich allerdings nicht bleiben, wohl aber bis um sechs oder daherum. Betty King ist krank, aber sie wohnt nicht weit von hier. Dann muß ich auch noch zu der Witwe Booth."

„Papa", rief Jane, als er sich herumdrehte, um zu gehen, „beinahe hätte ich vergessen, es Dir zu sagen. Francis sagt, er glaube, er kenne einen Herrn, der sich gern an Mr. Acton's Stelle bei uns einmiethen würde."

„So? Wer ist es denn?" fragte der Rector.

„Einer der Lehrer an der Schule. Doch da kommt Francis eben selbst wieder herunter. Er ging blos hinauf, um sich die Hände zu waschen."

„Es ist unser neuer Lehrer der Mathematik, Papa", rief Francis Tait, ein Jüngling von achtzehn Jahren, der ebenfalls Theologie studiren sollte. „Ich hörte, wie er Doctor Percy fragte, ob er ihm vielleicht ein anständiges Haus empfehlen könnte, wo er Wohnung und Kost erhielte und als Familienglied betrachtet würde, und ich sagte, Du

würdest ihn vielleicht aufnehmen. Er antwortete, er würde sich erlauben, Dich deshalb zu besuchen."

Der Rector dachte eine Weile nach.

„Glaubst Du, daß er ein wünschenswerther Hausgenosse wäre, Francis? Ist er ein Gentleman?"

„Ein vollkommener Gentleman; davon bin ich überzeugt", entgegnete Francis. „Wir haben ihn schon alle lieb, obgleich er erst seit kurzer Zeit bei uns ist. Sein Name ist Halliburton."

„Ist er ordinirter Geistlicher?"

„Nein, aber ich glaube, er beabsichtigt es zu werden."

„Na, jetzt kann ich natürlich noch nichts weiter darüber sagen", bemerkte der Rector und verließ das Haus.

Jane stand gedankenvoll vor dem Feuer. Ihre Finger glätteten, ohne daß sie es wußte, das getheilte, glänzend braune Haar ihres wohlgeformten Kopfes, während sie denselben in dem Pfeilerspiegel betrachtete.

Wenn man sagen wollte, sie habe nie etwas dergleichen aus Eitelkeit gethan, so wäre dies nicht gerade richtig, denn noch nie hat es ein hübsches Mädchen gegeben, welches sich seines vortheilhaften Aussehens nicht bewußt gewesen wäre; Jane dachte jedoch jetzt weder an sich selbst noch an Eitelkeit. Sie nahm einen sehr thätigen Antheil an den häuslichen Geschäften, sie nahm auch mit ihrer Mutter einen sehr thätigen Antheil an dem Leben außer dem Hause, unter den armen Pflegebefohlenen ihres Vaters, und jetzt drehten sich ihre Gedanken um den Zuwachs an Arbeit, den sie erhalten würde, wenn dieser Herr seine Wohnung bei ihnen nähme.

„Wie sagtest Du, wie er hieße, Francis?" fragte sie plötzlich ihren Bruder.

„Wer denn?"

„Nun der Herr — der neue Lehrer an Eurer Schule."

„Halliburton. Seinen Vornamen weiß ich nicht."

„Ich möchte wissen", sagte Jane wie zu sich selbst, „ob er seine Strümpfe auch so abnutzen wird wie Mr. Acton. Bei diesem gab es mit dem Stopfen fortwährend eine fürchterliche Arbeit. Ist er schon ein alter Knacks, Francis?"

„Versteht sich!" antwortete Francis. „Falle nicht etwa in Ohnmacht, wenn Du einen alten dicken Kauz mit einer grünen Brille auf der Nase eintreten siehst. Ich will nicht sagen, daß er hinreichend alt sei, um unseres Papas Vater zu sein, aber —"

„Ha! Da muß er ja wenigstens achtzig Jahre alt sein!" rief Jane entsetzt. „Wie konntest Du ihm dann etwas sagen? An Miethsleuten, die älter sind als Mr. Acton, liegt uns durchaus nichts."

„Acton! Dieser Gelbschnabel!" entgegnete Francis verächtlich. „Wie kannst Du den mit Mr. Halliburton vergleichen! Acton war kaum erst fünfzig Jahre alt."

„Achtundvierzig, glaube ich", sagte Jane. „Ach, mein Himmel, wie gern wäre ich heute Abend mit Margarethen und Robert gegangen!" rief sie, das eben besprochene Thema über einem andern vergessend.

„Sie sind nicht so höflich gewesen, mich auch einzuladen", sagte Francis. „Ich will aber die alten Damen schon dafür büßen lassen."

Jane lachte.

„Du wirst jetzt schon zu alt, Francis, um in die Gesellschaft von Schulmädchen zugelassen zu werden. Mistreß Chilham sagte dies zu Mama —"

Jane's Worte wurden durch ein Pochen an der Hausthür unterbrochen, welches einen Besuch zu verkünden schien.

„Jane!" rief Francis in einiger Aufregung, „ich würde mich nicht wundern, wenn es Mr. Halliburton wäre! Er sagte nicht, wann er kommen würde."

Es verging eine Minute und dann öffnete eine der Mägde die Thür des Zimmers, um einen Herrn eintreten zu lassen. Es war nicht „der alte Knacks", dies sah Jane auf den ersten Blick, und sie fühlte sich gewissermaßen erleichtert. Es war ein schlanker junger Mann von fünf- oder sechsundzwanzig Jahren, von feinem Aussehen, mit etwas scharf markirten Zügen, dunklen Augen und reiner frischer Gesichtsfarbe, mit einem Worte, ein schöner Mann von sehr einnehmendem Aeußern.

„Sie sehen, daß ich von Ihrer Erlaubniß, Sie zu besuchen, sehr bald Gebrauch gemacht habe", sagte er in angenehmem, herzlichem Tone, während er Francis Tait's Hand ergriff und mit einer leichten Verbeugung nach Jane hinblickte.

„Meine Schwester Jane, Sir", sagte Francis. „Jane, es ist Mr. Halliburton."

Jane vergaß sofort ihr ruhiges, gesetztes Wesen. Sie war zu überrascht oder vielmehr verblüfft, denn sie wußte nicht, ob Francis ihr jetzt einen Streich spiele, oder ob er ihr vorhin einen gespielt habe, mit einem Worte, ob dies

Mr. Halliburton sei oder nicht. Sie konnte weiter nichts thun, als von einem zu dem andern blicken.

„Sind Sie Mr. Halliburton?“ fragte sie endlich, in ihrer biedern Einfalt sich kurz entschließend.

„Ja, so heiße ich“, antwortete er, sich höflich verneigend. „Kann ich das Vergnügen haben, Mr. Tait zu sprechen?“

„Wollen Sie nicht die Güte haben, Platz zu nehmen? Papa ist ausgegangen, wird aber, glaube ich, nicht lange sein.“

„Wo ist er denn hingegangen? — weißt Du es vielleicht, Jane?“ rief Francis, der kaum das Lachen halten konnte.

„Zu Betty King und zur Witwe Booth. Es ist möglich, daß er auch noch wo andershin gegangen ist.“

„Jedenfalls will ich hinlaufen und sehen, wo er steckt. Du kannst einstweilen mit Mr. Halliburton die Sache besprechen. Setze ihm ausführlich auseinander, wie wir hier leben und wie er es hier bei uns haben wird. Dann können Sie selbst entscheiden, Sir“, schloß Francis.

Durch die nassen Straßen nach Betty King's Wohnung oder sonst wohin zu tratschen, war für Francis in seinem Eifer eine ganz angenehme Expedition, obschon durchaus keine besondere Nothwendigkeit dazu vorlag.

„Es thut mir leid, daß Mama nicht auf ist“, sagte Jane. „Sie leidet dann und wann an heftiger Kopfgicht und muß dann gewöhnlich den Tag über das Bett hüten. Ich will Ihnen aber alle Mittheilungen machen, soweit ich es im Stande bin.“

„Ihr Bruder Francis glaubte, es würde Mr. Tait

nicht unangenehm sein, einen Fremden in seine Familie aufzunehmen", sagte Mr. Halliburton mit einigem Zögern. Die junge Dame, die er vor sich sah, hatte ein so feines Aeußeres und das Haus schien überhaupt ein so gut eingerichtetes zu sein, daß er nicht recht wußte, ob nicht sein Antrag vielleicht gar übel aufgenommen werden würde.

„Ja, wir wünschen jemand ins Haus zu nehmen", erwiderte Jane. „Unsere Wohnung ist groß genug und Papa wird es um der Gesellschaft willen gern thun. Auch kommt dabei doch ein kleiner Zuschuß zu den Wirthschaftsausgaben heraus", setzte sie mit ihrer wahrheitliebenden Offenheit hinzu. „Zeither hat ein Freund vom Papa bei uns gewohnt — ich weiß nicht genau wie viele Jahre, denn als er zu uns zog, war ich noch ein ganz kleines Mädchen. Es war der wohlehrwürdige Mr. Acton. Vorigen October verließ er uns."

„Ich bin überzeugt, daß es mir hier sehr gefallen würde, und ich würde mich glücklich schätzen, wenn Mr. Tait mich aufnähme", sagte der Gast.

Jane dachte an die Mahnung ihres Bruders und hielt es für ihre Pflicht, Mr. Halliburton ein wenig zu schildern, wie er es bei ihnen haben würde. Sie würde dies auch ohne jene Mahnung gethan haben, denn sie konnte nicht anders sein als wahr und offen.

„Wir leben ganz einfach", bemerkte sie. „Einen Tag gibt es Braten und den nächsten den Rest kalt mit einem Pudding."

„Ich würde mich schon glücklich schätzen, wenn ich blos den Pudding bekäme", entgegnete Mr. Halliburton lächelnd. „Ich habe mich in den letzten Jahren da und dort herum

behelfen müssen, Miß Tait, und nirgends sonderlich viel Bequemlichkeit gehabt. Die Wohnung, die ich jetzt habe, ist gerade eine sehr unbehagliche."

„Ich glaube, Papa würde es gern sehen, wenn Sie zu uns zögen", sagte Jane freimüthig und fühlte sich gewissermaßen selbst erleichtert. Sie hatte geglaubt, Mr. Halliburton sähe aus wie ein Mensch, der nicht so leicht zufrieden zu stellen sein würde.

„Ich habe weder Vater noch Mutter, weder Bruder noch Schwester", hob er wieder an. „Ich kann in der That sagen, daß ich gar keine Verwandten habe, denn fast der einzige, den ich habe, hat mich verstoßen. Ich denke oft, wie reich die Leute sein müssen, die liebe Anverwandte und eine glückliche Häuslichkeit besitzen", setzte er hinzu, indem er seinen hellen, freundlichen Blick auf Jane heftete.

Jane ließ die Arbeit, die sie mittlerweile aufgenommen, aufs Knie niedersinken.

„Ich wüßte nicht, was ich mit allen meinen lieben Anverwandten beginnen sollte!" rief sie.

„Sind Sie eine starke Familie?"

„Wir sind unser sechs — Papa, Mama und vier Kinder. Ich bin das älteste und Margarethe ist das jüngste; Francis und Robert stehen zwischen uns. Heute Abend beginnen die Ferien in Margarethens Schule und sie ist mit Robert hingegangen", fuhr Jane fort, denn sie zweifelte nicht, daß der Fremde sich für Schulferien ebenso sehr interessiren müsse als sie. „Ich sollte erst auch mitgehen, aber Mama ist heute ganz außergewöhnlich unwohl gewesen."

„Sie wären wohl gern mitgegangen?"

Jane senkte den Kopf, während sie die Thatsache eingestand, gerade als ob sie sich dieses Geständnisses zu schämen gehabt hätte.

„Es wäre aber nicht recht von mir gewesen, wenn ich Mama hätte allein lassen wollen", setzte sie hinzu, „und es wird sich wohl bald ein anderes Vergnügen für mich finden. Mama schläft jetzt."

„Was für ein allerliebstes Mädchen!" dachte Mr. Halliburton bei sich selbst. „Wie wünschte ich, daß sie meine Schwester wäre!"

„Margarethe soll Erzieherin werden", bemerkte Jane. „Sie erhält jetzt dazu die erforderliche Ausbildung. Sie hat viel Talent zur Musik und auch zum Zeichnen. Es ist nicht oft der Fall, daß man diese beiden Fähigkeiten vereint findet. Sie hat aber einmal Lust und Geschick zu allen dergleichen Dingen, und da Papa uns kein Vermögen hinterlassen kann, so ist es gut, daß er sie Erzieherin werden läßt."

„Und Sie?" fragte Mr. Halliburton.

Diese Frage würde von vielen für eine zudringliche erachtet worden sein, aber er that sie blos aus inniger Theilnahme, und Jane Tait war viel zu freimüthiger Denkungsart, als daß sie nicht ebenso offen hätte antworten sollen.

„Ich soll nicht Erzieherin werden", sagte sie. „Ich soll zu Hause bleiben bei Mama und diese unterstützen. Es gibt viel bei uns zu thun. Margarethe hat eine große Abneigung gegen häusliche Verrichtungen und ebenso auch gegen das Nähen. Außer ein wenig Tanzen habe ich mir

keine einzige höhere Fertigkeit angeeignet, wenn Sie nicht vielleicht Französischsprechen mit als eine solche brachteten wollen."

„Ich bin überzeugt, daß Sie eine sehr gute Bildung genossen haben", sagte Mr. Halliburton unwillkürlich.

„Ja, die habe ich genossen — in allen soliden Dingen, wie man zu sagen pflegt", entgegnete Jane. „Papa hat dafür Sorge getragen. Er leitet auch jetzt noch meine Lectüre. Ich verstehe auch ziemlich gut — Latein", setzte sie hinzu und sprach dieses letzte Wort mit Zögern, als ob sie bereute, die Sache überhaupt erwähnt zu haben. „Ich hätte Ihnen das eigentlich nicht gestehen sollen."

„Warum denn nicht?"

„Weil ich fürchte, daß junge Damen, die Latein verstehen, ausgelacht werden. Ich habe es nicht regelmäßig gelernt, sondern war blos gewöhnlich mit im Zimmer, wenn Papa und Mr. Acton meine Brüder unterrichteten, und da habe ich so manches aufgeschnappt. Mr. Acton nahm Francis sehr oft vor; er hatte mehr Zeit übrig als Papa. Francis soll auch Geistlicher werden."

„Miß Jane", sagte eine Magd, indem sie in das Zimmer trat, „Ihre Mama ist wach und wünscht Sie zu sprechen."

Jane verließ Mr. Halliburton mit einem Wort der Entschuldigung, und fast unmittelbar darauf trat Mr. Tait ein; er stutzte ein wenig, als er den Fremden sah. Seine Phantasie hatte sich, wenn auch nicht gerade um einen „alten Knacks" mit grüner Brille, doch sicherlich um einen ernsten, gesetzten, bejahrten Mathematiker gedreht.

War es wohl gerathen, diesen jungen und hübschen Mann ins Haus zu nehmen?

Wenn Jane Tait in ihren Mittheilungen gegen Mr. Halliburton offen gewesen war, so war dieser seinerseits es gegen ihren Vater nicht minder. Er, Edgar Halliburton, war das einzige Kind eines Landgeistlichen, des wohlehrwürdigen William Halliburton, welcher, als Edgar sechzehn Jahre alt war, gestorben war, ohne Vermögen zu hinterlassen. Edgar, der seine Mutter schon früher verloren, fand eine zweite Heimat bei dem Bruder seiner verstorbenen Mutter, einem Gentleman Namens Cooper, der in Birmingham wohnte. Mr. Cooper war ein Mann, der ausgedehnte Handelsgeschäfte betrieb und wünschte, daß Edgar in sein Comptoir eintreten möchte. Edgar lehnte dies ab. Sein Vater hatte wenigstens lange genug gelebt, um seine Geschmacksrichtung zu bilden; sein größter Wunsch war gewesen, ihn sich der Kirche widmen zu sehen, und dieser Wunsch war auch der Edgar's geworden.

Mr. Cooper dagegen glaubte, es gäbe in der Welt nichts Höheres als Handelsgeschäfte; diese betrachtete er als den heiligsten Beruf, den es geben könnte, den Dienst Gottes aber nur als ein Handwerk. Er hatte sich durch eigene Fähigkeit und Ausdauer emporgearbeitet, hatte Reichthum und Ansehen erlangt und wünschte, daß dies mit seinem Neffen auch der Fall sein möchte.

„Was ist wohl das Beste, Junge?“ fragte er in seiner rauhen Weise. „Als Kaufmannsfürst herrschen, oder als armer Hülfsgeistlicher sich mühen und am Hungertuche nagen? Ich bin noch kein Kaufmannsfürst, aber Du kannst einer werden.“

„Mein Vater wünschte, daß ich Geistlicher werden möchte“, entgegnete Edgar, „und dies ist auch mein eigener Wunsch. Ich kann auf denselben nicht verzichten.“

Der Streit ward heftig — nicht in Worten, wohl aber an Hartnäckigkeit. Edgar wollte nicht nachgeben, und zuletzt verstieß ihn Mr. Cooper. Er wies ihn aus dem Hause und sagte, wenn er durchaus Pfaffe werden wolle, so möge er sich das Geld zum Studiren nur von jemand anders geben lassen, denn von ihm bekäme er keinen Heller dazu.

Edgar Halliburton ging nun nach London und fand Beschäftigung als Lehrer der alten Sprachen und der Mathematik an einer öffentlichen Schule. Später ward er Privatlehrer, und so hatte er bisher sein Brot verdient, aber noch war es ihm nicht gelungen, die Universität beziehen zu können.

Mr. Tait war, ehe sie noch fünf Minuten miteinander gesprochen, ganz entzückt von dem jungen Mann und lud ihn ein, zum Thee dazubleiben, zu dessen Bereitung Jane eben wieder heruntergekommen war.

„Hat Ihr Onkel niemals wieder eine versöhnliche Gesinnung gegen Sie gezeigt?“ fragte Mr. Tait.

„Nein, niemals. Ich habe mehrmals an ihn geschrieben, meine Briefe aber stets uneröffnet zurückerhalten.“

„Er hat keine Familie, sagen Sie, Mr. Halliburton? Dann sollten Sie dem Gesetze nach einen Theil seines Reichthums erben. Hat er noch andere Verwandte?“

„Eine, die in demselben Verwandtschaftsverhältniß zu ihm steht wie ich, meine Cousine Julie. Es ist nicht

wahrscheinlich, daß ich jemals einen Heller von seinem Vermögen erben werde, Sir. Ich warte auch nicht darauf."

„Das ist recht", sagte Mr. Tait mit beifälligem Kopfnicken. „Es gibt nichts Traurigeres und Ermüdenderes, als auf Erbschaften warten. Ich war zwanzig Jahre lang ein armer Hülfsgeistlicher, Mr. Halliburton — was arm sein betrifft, bin ich auch jetzt noch nichts Anderes — doch lassen wir dies. Ich hatte auch eine Verwandte, die Geld besaß und weder Kind noch Kegel, überhaupt keinen Menschen, der ihr näher gestanden hätte als ich. Während des größern Theils dieser zwanzig Jahre hegte ich immer verstohlene Hoffnungen auf dieses Geld, und als meine Verwandte starb und mir nichts hinterließ, sah ich ein, wie thöricht und übel angebracht meine Hoffnungen gewesen waren. Ich sage daher auch meinen Kindern immer, daß sie sich auf ihre eigenen redlichen Anstrengungen verlassen, aber niemals auf das Geld anderer Leute bauen sollen. Erlauben Sie mir, auch Ihnen diesen Rath zu geben."

Mr. Halliburton's Augen und Lippen lächelten, während er dankbar den Rector ansah, diesen Mann, der so bedeutend älter war als er.

„Ich denke nie daran," sagte Mr. Halliburton; „die Erbschaft ist in meinen Augen so vollständig verloren, als ob sie nie existirt hätte. Ich würde gar nichts davon erwähnt haben, Sir, wenn ich es nicht angemessen fände, Sie von allen meinen Verhältnissen zu unterrichten, für den Fall, daß Sie, wie ich hoffe, mich in Ihr Haus aufnehmen."

„Na, ich glaube, wir werden ganz gut miteinander

auskommen", gestand Mr. Tait freimüthig und vergaß ganz die klugen Ideen, welche ihm kurz vorher durch den Kopf gegangen waren.

„Ja, das glaube ich auch, Sir", entgegnete Edgar Halliburton mit Wärme, und somit ward der Handel geschlossen.

Zweites Kapitel.

Der Schatten wird zur Wirklichkeit.

Und dennoch wäre es vielleicht gut gewesen, wenn Mr. Tait, der Geistliche, jene klugen Ideen mehr Gewicht hätte gewinnen lassen. Mr. Halliburton nahm seine Wohnung bei ihm, und je mehr er und seine Familie ihn sahen, desto lieber lernten sie ihn gewinnen. Jane machte natürlich hiervon keine Ausnahme.

Es war ein Schatten der möglichen Zukunft, der Folgen, die dieser Schritt nach sich ziehen konnte, was dem Geistlichen zugeflüstert und abgerathen hatte — ein sehr kurzer Schatten, der nur unvollständig sein Gehirn durchzuckt hatte und dann wieder verschwunden war. Wo zwei junge, anziehende Wesen Gelegenheit zum täglichen Umgang erhalten, ist die Folge nur zu häufig die, daß eine wechselseitige Zuneigung entsteht, die stärker ist, als irgend eine andere Zuneigung in dieser Welt sein kann. Diese Folge trat auch hier ein.

Ein Jahr war vergangen, seitdem Mr. Halliburton seine Wohnung in dem Hause des Geistlichen genommen. Wie schnell dieses Jahr für ihn und Jane vergangen war,

dies konnten nur diese beiden selbst sagen. Kein Wort war von Mr. Halliburton zu ihr gesprochen worden, welches er nicht auch zu ihrer Mutter oder ihrer Schwester Margarethe hätte sprechen können, kein Blick war von Jane auf ihn gefallen, woraus er hätte schließen können, daß er ihr mehr sei als die übrige Welt. Und dennoch waren beide sich ihrer gegenseitigen Gefühle innerlich bewußt, und als das Jahr um war, schien es eben um der wechselseitigen Liebe willen, die sie für einander hegten, nur eine kurze Spanne gewesen zu sein.

An einem Abend im December stand Jane im Speisezimmer und wartete, bis es Zeit sein würde, den Thee zu bereiten, gerade wie sie an jenem frühern Abend gewartet. Was die äußern Umstände betraf, so hätte man glauben können, es sei seit jener Zeit noch nicht eine Stunde vergangen, es sei noch ganz derselbe Abend. Draußen war es schmuzig und naß, im Zimmer warm und traulich. Die Lichter standen unangezündet auf dem Tisch, das Feuer prasselte, das Theebret stand bereit und nur Jane war da. Ihre Mutter ward durch eine ihrer häufigen Anwandlungen von Kopfgicht oben in ihrem Schlafzimmer zurückgehalten. Margarethe war bei ihr und die Andern waren noch nicht zu Hause.

Jane stand in Gedanken versunken da. Ihr Ellbogen ruhte auf dem Kaminsims und die Glut des Feuers flackerte auf ihrem sanften Antlitz. Sie liebte diese wenigen Minuten der Muße an Winterabenden zwischen der Dämmerstunde und dem Anzünden der Lichter.

Die Wanduhr in der Küche schlug fünf. Jane ließ sich dadurch nicht aufrütteln. Sie hörte es mechanisch mit

an, ohne weiter darauf zu achten. Kaum aber war der Schall des letzten Schlages verhallt, als an die Hausthür gepocht ward.

Dies rüttelte sie auf, denn sie kannte dieses Pochen. Sie kannte die Tritte, welche hereinkamen, sobald geöffnet ward, und holde Röthe überzog ihre Wangen und die Pulse ihres Herzens schlugen ein wenig rascher, als sie vorher geschlagen hatten.

Sie nahm den Ellbogen von dem Kaminsims und setzte sich ruhig auf einen Stuhl. Sie brauchte nicht zu sehen, wer eintrat. Ein Mann, weit größer als irgend ein anderer Bewohner des Hauses, kam auf das Feuer zu und bückte sich, um seine Hände an der Glut zu wärmen.

„Es ist ein kalter Abend, Jane. Wir werden tüchtigen Frost bekommen."

„Ja", antwortete sie, „das Wasser im Fasse bekommt schon eine Eisrinde."

„Wie geht es jetzt mit Ihrer Mama?"

„Ich danke, besser. Margarethe ist zu ihr hinaufgegangen, um ihr beim Ankleiden behülflich zu sein. Sie wird zum Thee herunterkommen."

Mr. Halliburton schwieg eine Minute und wendete sich dann zu Jane, während sein Gesicht vor freudiger Bewegung glühete. „Es ist mir heute ein sehr schönes Anerbieten gemacht worden."

„Wirklich?" sagte Jane begierig. „Wie so denn?"

„Doctor Percy schlägt vor, daß ich vom Januar an außer der Mathematik auch den Unterricht im Griechischen mit übernehme, und verdoppelt dann meine Besoldung. Natürlich muß ich dann mehr leisten, aber ich kann dies recht

wohl, denn meine Zeit ist noch lange nicht vollständig ausgefüllt."

„Das freut mich!" rief Jane.

„Mich auch", antwortete er. „Wenn ich alle meine Einnahmequellen zusammennehme, so verdiene ich nun jährlich zweihundert und dreiundachtzig Pfund."

Jane lachte.

„Haben Sie es denn so genau zusammengerechnet?" fragte sie.

„Ja wohl. Ich hatte guten Grund dazu."

Sein Ton war ein eigenthümlicher und bewog sie, ihn anzusehen, aber sie schlug vor seinem Blick die Augen nieder. Er trat näher, legte seine Hand sanft auf ihre Schulter und bückte sich zu ihr herab, um zu sprechen.

„Ja", sagte er, „Sie haben mich nicht mißverstanden. Ich fühle, daß Sie in meinem Herzen gelesen haben, daß Sie meine Absichten so genau kennen, als wenn ich dieselben ausgesprochen hätte. Es ist kein großes Einkommen, aber es ist hinreichend, wenn Sie es dafür halten. Darf ich mit Ihrem Vater sprechen?"

Was Jane möglich gemacht haben würde, zu antworten, erfuhr sie selbst nie, denn in diesem Augenblick hörte man den Tritt ihrer Mutter nahen. Alles, was sie that, bestand daher darin, daß sie schüchtern zu Mr. Halliburton aufblickte, und er bückte sich noch tiefer und küßte sie. Dann ging er rasch nach der Thür und öffnete sie der eintretenden Mistreß Tait.

Diese war eine bleiche Frau von schwächlichem Aussehen und hatte sich sorgfältig in einen Shawl gehüllt. Die heftigen Anwandlungen von Kopfweh, an welchem sie

so häufig litt, hatten keinen dauernden Einfluß auf ihre Gesundheit, warfen sie aber an den Tagen, wo sie davon befallen ward, vollständig nieder.

Mr. Halliburton reichte ihr den Arm und führte sie zu einem Sitze am Feuer. Seine Stimme war leise und zärtlich, sein Benehmen rücksichtsvoll und mitfühlend.

„Ich fühle mich schon wieder besser", sagte sie zu ihm, „und nach dem Thee wird mir noch besser werden. Zuweilen fühle ich mich versucht, die zu beneiden, welche nicht wissen, was Kopfweh heißt."

„Dann kennen sie vielleicht andere Krankheiten, die ebenso schmerzhaft sind, liebe Mistreß Tait."

„Ja, das ist wohl möglich. Niemand von uns kann in dieser Welt erwarten, von Schmerz der einen oder der andern Art frei zu sein."

„Soll ich den Thee bereiten, Mama?" fragte Jane.

„Ja, Kind. Ich freue mich darauf und Papa wird gewiß in wenigen Minuten da sein. Da kommt er schon!" setzte sie hinzu, als man den Schlüssel in der Thür hörte. „Die Knaben bleiben heute Abend sehr lange."

Der Rector trat ein, und ehe noch der Abend vorüber war, hatte Mr. Halliburton ihm die Neuigkeit mitgetheilt.

Er begehrte Jane's Hand.

Dieser unvollkommene, unsichere Schatten war es, der nun nach einem Jahre in Wirklichkeit übergegangen. Natürlich war es blos ein Schatten der Zukunft gewesen, niemals ein Schatten von Unheil.

Gegen Mr. Halliburton persönlich hatte der Rector nichts einzuwenden, er hatte ihn lieben und achten gelernt;

aber dennoch bleibt es immer etwas Ernstes und Wichtiges, ein Kind wegzugeben.

„Ihr Einkommen ist klein, um daraufhin zu heirathen", bemerkte der Rector. „Ueberdies ist es auch kein sicheres."

„Solange mir der Himmel Gesundheit und Kraft schenkt, ist es sicher", entgegnete Mr. Halliburton. „Und ich habe keinen Grund zu fürchten, daß meine Gesundheit und Kraft mir untreu werden."

„Ich glaubte aber, Sie hätten sich vorgenommen, Geistlicher zu werden."

Mr. Halliburton erröthete ein wenig.

„Allerdings habe ich mich mit diesem Lieblingsproject lange herumgetragen", sagte er, „aber die Schwierigkeiten schrecken mich zurück. Die Kosten beim Besuch der Universität sind bedeutend, und wollte ich warten, bis ich das dazu nöthige Geld gespart hätte, so müßte ich meine gegenwärtige Lebensweise fast ganz aufgeben. Wer würde wohl einen Hauslehrer engagiren wollen, der häufig wochenlang abwesend sein muß? Ich würde meine Connexionen einbüßen und vielleicht niemals wiedergewinnen. Gute Connexionen sind für einen Lehrer leichter zu verlieren, als zu erwerben."

„Das ist allerdings wahr", bemerkte Mr. Tait.

„Wäre ich dann auch wirklich Theolog, so bliebe ich vielleicht immer noch jahrelang ein armer Candidat oder Substitut. Es würde dies höchst wahrscheinlich mit mir der Fall sein, denn ich habe keine einflußreichen Freunde. In diesem Falle müßten Jane und ich vielleicht

lange Jahre warten und vielleicht gar ins Grab steigen, ohne unsere Hoffnungen verwirklicht zu sehen."

Der Rector dachte an seine eigene Laufbahn zurück, wie er gewartet hatte, wie er erst in vorgerückten Jahren hatte heirathen können, wie er in noch vier Jahren die Siebzig — die gewöhnliche dem Menschen zugemessene Lebensdauer — zurückgelegt haben würde, während seine Kinder eben erst noch um ihn herum heranwuchsen. Nein, niemals, niemals wollte er einem Andern rathen, so zu warten, wie er hatte warten müssen.

„Ich habe die Hoffnung, mich zuletzt noch dem Kirchendienst widmen zu können, deswegen noch nicht aufgegeben", fuhr Mr. Halliburton fort, „obschon es, wenn es überhaupt geschieht, nur langsam und mit Geduld geschehen kann. Ich glaube, ich werde es ermöglichen, jährlich einen Cursus, vielleicht auch zwei durchzumachen, ohne daß ich deshalb mein Lehreramt zu vernachlässigen brauche. Ich werde mich bemühen, dies zu thun. Ich werde mich bemühen, das dazu nöthige Geld und die dazu nöthige Zeit zu erübrigen. Meine Heirath wird in dieser Beziehung keinen Unterschied machen, Sir."

Mancher würde Edgar Halliburton gerathen haben, lieber erst seine Studien zu absolviren und dann zu heirathen. Mr. Tait rieth es ihm nicht; es ist möglich, daß er gar nicht daran dachte. Wenn Edgar Halliburton selbst daran dachte, so verbannte er doch diesen Gedanken sofort wieder. Seine Heirath wäre dadurch eine unbestimmte Anzahl Jahre hinausgeschoben worden, und er liebte Jane zu innig, als daß er sich dazu hätte verstehen können.

„Ich werde eine noch viel bessere Lehrerstelle bekommen,

als ich jetzt bekleide", sagte er zu dem Rector. „Meine Einkünfte sind für den Anfang auch gar nicht so sehr gering, und Jane ist bereit, es darauf hin zu wagen."

„Ich will Sie und Jane nicht scheiden", sagte Mr. Tait mit Wärme. „Wenn Ihr Euch einmal entschlossen habt, das Leben und seine Sorgen miteinander zu theilen, so sollt Ihr es thun. Dennoch aber kann ich nicht sagen, daß ich Ihre Aussichten für goldene halte."

„Aussichten, die durchaus nichts Goldenes zu haben scheinen, erweisen sich dennoch zuweilen zuletzt sehr glänzend, Sir."

„Ich kann meiner Tochter nichts mitgeben, wissen Sie."

„Daran habe ich auch nie gedacht, Sir; ich habe nie erwartet, daß sie einen Schilling mitbringen würde", entgegnete Mr. Halliburton, vor Eifer erröthend. „Jane selbst ist es, die ich haben will, aber nicht Geld."

„Außer einer Zehnpfundnote, die ich ihr an ihrem Hochzeitsmorgen in die Tasche stecken will, damit sie nicht ganz unbemittelt aus meinem Hause gehe, bekommt sie nichts", rief der Rector in seiner ehrlichen offenen Geradheit. „Weit entfernt, etwas sparen zu können, haben ich und Jane's Mutter alles Mögliche aufbieten müssen, um nur so durchzukommen. Vielleicht hätte ich jährlich ein paar Pfund auf die Seite legen können, aber Sie wissen, wie arm meine Gemeinde ist, und ich habe immer bedacht, wie mein Schöpfer wohl auf meine Ersparnisse herabblicken würde, während so viele, die in meine Obhut gegeben sind, buchstäblich nach einigen Brosamen schmachten. Ich habe gegeben, was ich konnte, gespart aber habe ich für meine Kinder nichts."

„Sie haben recht daran gethan, Sir."

Der Rector suchte nun seine Tochter auf.

„Jane", begann er. „Na, zittere nur nicht so, Kind! Es ist kein Grund dazu vorhanden, ebenso wenig als zum Weinen. Du hast ja nichts gethan, was mir mißfallen müßte. Jane, Edgar Halliburton gefällt mir. Er gefällt mir sehr. Ich kenne keinen jungen Mann, dem ich Dich lieber geben möchte als ihm. Seine Aussichten aber gefallen mir nicht. Lehren ist ein unsicherer Erwerb."

Jane hob schüchtern die Augen empor.

„Unsicher für ihn, Papa? Für einen so intelligenten, kenntnißreichen Mann, wie er ist!"

„Das Lehren wird schlecht bezahlt. Sieh doch, wie angestrengt er arbeitet! Und vom neuen Jahr an wird er noch angestrengter arbeiten müssen, blos um zwei- oder dreihundert Pfund jährlich zu verdienen."

Jane traten die Thränen in die Augen. So angestrengt er auch arbeiten mußte und so schlecht er auch bezahlt werden mochte, so wollte sie doch lieber ihn haben als irgend einen Andern in der Welt, selbst wenn dieser Andere sich im Golde wälzte. Der Rector las etwas dieser Art in ihrem niedergeschlagenen Gesicht.

„Liebes Kind, die Erwägung steht bei Dir", sagte er. „Wenn Du es wagen willst, so hast Du meine Einwilligung, und ich weiß, daß auch Deine Mutter die ihrige geben wird, denn diese meint, es gäbe in der ganzen Welt keinen bessern jungen Mann als Mr. Halliburton. Du kannst aber dadurch in mancherlei Drangsale kommen."

„Davor fürchte ich mich nicht, Papa. Wenn Drang-

sale kommen, so — Du sagtest es uns ja erst gestern Abend —"

„Was denn, Kind?"

„Daß Drangsale, richtig betrachtet, uns blos näher zu Gott führen", flüsterte Jane einfach und schüchtern.

„So ist's recht, Kind. Und Drangsale müssen kommen, ehe diese große Wahrheit verwirklicht werden kann. Ueberlege Dir die Sache aber wohl, Jane, ob es nicht besser ist, zu warten, und gib morgen Deine Antwort. Ich will Mr. Halliburton sagen, daß er dieselbe heute Abend nicht verlangen soll. Und so wie Du entscheidest, so soll es sein."

Brauchen wir wohl zu sagen, wie Jane's Entscheidung ausfiel? Zweihundertdreiundachtzig Pfund jährlich scheinen einem unerfahrenen Mädchen eine sehr bedeutende Summe zu sein und vollkommen hinreichend, um alles zu kaufen, was zur Gründung eines häuslichen Herdes nothwendig ist. Und somit ward sie Jane Halliburton.

Drittes Kapitel.

Vom Schlage getroffen.

Es war an einem heißen Nachmittag im Juli. Jane Halliburton saß mit ihrer Mutter in dem Besuchszimmer und beide waren emsig mit Nähen beschäftigt. Es war ein großes luftiges Zimmer mit drei Fenstern, angenehmer als das Speisezimmer darunter, und sie saßen im Sommer gern hier.

Jane war nun seit drei oder vier Monaten vermählt, aber ihrem Aussehen nach immer noch dasselbe junge, einfache, freundliche Mädchen, welches sie von jeher gewesen, und ohne den Trauring an ihrem Finger würde kein Fremder sie für eine Ehefrau gehalten haben.

Man hatte sehr klüglich sich dahin geeinigt, daß Jane und ihr Gatte in dem Hause der Aeltern wohnen bleiben sollten, wenigstens vor der Hand. Als man die nöthigen Anstalten zur Vermählung getroffen und Mr. Halliburton seine ganze freie Zeit darauf verwendet hatte, nach einem für ihn passenden Hause herumzulaufen, welches nicht weit von der alten Wohnung entfernt und nicht zu theuer wäre, hatte Francis Tait zufällig bemerkt:

„Ich bin neugierig, wen wir an Mr. Halliburton's Stelle hierher bekommen werden, wenn Papa wieder einen Miethsmann annimmt."

Margarethe hatte von ihrer Zeichnung aufblickend hinzugesetzt:

„Warum können Mr. Halliburton und Jane nicht auch ferner bei uns bleiben? Das wäre ja weit angenehmer."

Das war das erste Mal, daß diese Idee sich dem Rector in irgend welcher Gestalt dargeboten hatte. Sie schien ganz mit seinen Wünschen übereinzustimmen und ihn gewissermaßen zu „packen". Er legte das Buch, in welchem er las, nieder und rief:

„Ja freilich wäre dies das Allerbeste! Wären Sie damit einverstanden, Mr. Halliburton?"

„Ja wohl, Sir, sehr gern! Ich bin es aber nicht, der deswegen zu Rathe gezogen werden muß, sondern Jane."

Jane, deren schöne Wangen von dunkler Röthe überzogen wurden, blickte auf und sagte, auch sie sei gern dazu bereit; sie habe auch selbst schon daran gedacht, es aber weder gegen ihre Mama, noch gegen Mr. Halliburton erwähnen wollen.

„Es hat mir schon Sorge gemacht, zu bedenken, was aus Mama und dem Hause werden soll, wenn ich nicht mehr da bin", setzte sie naiv hinzu.

„Ja, das muß man Jane lassen, besorgt ist sie", rief Margarethe lachend. „Ich glaube selbst, wir bekommen, wenn Jane fortgeht, nie wieder einen Pudding zu essen und Papa ebenso wenig seine schwarzseidenen Sonntagsstrümpfe gestopft."

Mistreß Tait brach in Thränen aus. Ebenso wie

Margarethe leistete sie in der Hauswirthschaft nicht viel, und Jane's bevorstehender Abschied erfüllte sie mit der bangen Befürchtung, daß sie sich dann werde zu Tode plagen müssen.

„O Jane, liebes Kind, sage, daß Du dableiben willst!" rief sie. „Ach, das wäre mir ein großer Trost. Mit Margarethe ist nichts anzufangen und die ganze Last des Hauswesens würde auf meine Schultern fallen. Mr. Halliburton, ich hoffe, daß Sie bleiben werden! Es wird für uns alle sehr angenehm sein. Das Haus ist ja groß genug."

Und sie blieben. Die Hochzeit fand zu Ostern statt und Mr. Halliburton machte mit Jane einen Ausflug bis Dover, um ihr das Meer zu zeigen — es war dies damals eine lange Reise — und blieb eine Woche mit ihr dort, und dann kamen sie wieder zurück, Jane zu ihren alten häuslichen Verrichtungen, gerade als ob sie noch Jane Tait wäre, und Mr. Halliburton zu seinen Lehrstunden.

Es war also jetzt Juli und sehr heiß, und Mistreß Tait und Jane saßen in dem Gesellschaftszimmer und nähten. Sie arbeiteten für Margarethe. Mr. Halliburton hatte durch eine seiner Connexionen als Lehrer für Margarethe ein ganz annehmbares Unterkommen in einer höhern Schule ausgewirkt. Margarethe sollte als Pensionärin eintreten und jede Gelegenheit zur Vollendung ihrer eigenen Ausbildung erhalten, wofür sie die jüngern Schülerinnen in der Musik unterrichten und jährlich zehn Pfund bezahlen sollte.

Ein solches Arrangement war damals etwas fast ganz

Unbekanntes, obschon es jetzt etwas sehr Gewöhnliches ist, und Mr. und Mistreß Tait betrachteten es als ein großes Glück. Margarethe war erst sechzehn Jahre alt, sah aber im Gegensatz zu Jane, welche jünger aussah, als sie wirklich war, älter aus. Man konnte sie ihrer äußern Erscheinung und ihren Bewegungen nach recht wohl für achtzehn Jahr halten.

Sie sollte in die Schule, die in der Nähe von Harrow lag, in einer Woche, nach Ablauf der Ferien, eintreten und Mistreß Tait und Jane hatten daher alle Hände voll zu thun, um ihre Kleider fertig zu machen.

„Ist dieser Ueberrock gemessen worden, Mama?“ fragte Jane plötzlich, nachdem sie die Arbeit, die sie auf ihrem Knie liegen hatte, aufmerksam betrachtet.

„Ja, ich glaube es, Jane“, entgegnete Mistreß Tait. „Warum?“

„Er sieht mir für Margarethe zu kurz aus. Wenigstens wird er zu kurz sein, wenn ich mit dieser vierten Stufe fertig bin. Dennoch aber muß er gemessen worden sein, denn es stecken Nadeln darin. Vielleicht hat Margarethe selbst ihn gemessen.“

„Dann muß er natürlich noch einmal gemessen werden. Auf Arbeiten, die Margarethe gemacht hat, kann man sich niemals verlassen. Und dennoch — wie geschickt ist sie in ihrer Musik und ihrem Zeichnen, überhaupt in allen ihren Studien“, setzte Mistreß Tait hinzu. „Es ist ein Glück, Jane, daß wir nicht alle von der Natur gleiche Gaben erhalten haben.“

„Ja, das glaube ich auch, Mama“, stimmte Jane bei. „Ich werde jetzt hinaufgehen in Margarethens Zimmer

und einen von ihren andern Röcken holen, um diesen daran zu messen."

„Du brauchst nicht erst hinaufzugehen", sagte Mistreß Tait. „Wir haben schon einen alten Rock von ihr hier; dort liegt er auf dem Sopha."

Jane fand den Rock und maß daran den, welchen sie in der Hand hielt.

„Ja, Mama! Es ist gerade die Länge ohne die Stufe. Dann muß ich diese, soweit ich sie fertig habe, wieder auftrennen. Es ist zum Glück erst ein kleines Stück."

„Komm einmal her, Jane", sagte die Mutter. „Deine Augen sind jünger als die meinigen. Ist es nicht Dein Papa, der jetzt von dem andern Ende des Platzes auf unser Haus zukommt?"

Jane näherte sich dem ihr zunächst befindlichen Fenster, nicht dem, an welchem Mistreß Tait saß.

„Ja, das ist Papa", sagte sie. „Du könntest ihn schon an seiner Kleidung errathen, wenn auch an nichts Anderm, Mama."

„Ich könnte ihn an ihm selbst errathen, wenn ich nur überhaupt sehen könnte", sagte Mistreß Tait naiv. „Ich weiß gar nicht, wie es kommt, Jane, aber meine Augen werden, was die Ferne betrifft, jetzt immer schwächer."

„Na, das macht weiter nichts aus, Mama, dafern Du nur zum Arbeiten und Lesen gut sehen kannst", sagte Jane ermuthigend. „Wie rasch Papa geht!"

Und der Schritt war in der That ein sehr rascher für den wohlehrwürdigen Mr. Tait, der in der Regel kein schneller Fußgänger war. Er trat in das Haus und kam in das Gesellschaftszimmer hinauf. Er war schon seit

einigen Tagen nicht recht wohl gewesen und warf sich daher jetzt ermüdet in einen Lehnstuhl.

„Jane, ist vielleicht noch etwas von der Fleischbrühe da, die für mich gestern bereitet ward?“

„Ja, Papa“, rief Jane rasch aufspringend, um ihm das Gewünschte zu holen. „Ich will sie Dir sogleich bringen.“

„Bleib, bleib, Kind, nicht so schnell“, unterbrach er. „Es ist nicht für mich selbst. Ich brauche keine. Ich habe jetzt einen traurigen Anblick gehabt“, setzte er zu seiner Gattin gewendet hinzu. „Die Tochter der Witwe Booth ist wieder nach Hause gekommen. Ich war soeben dort und sie liegt auf ihrer Strohmatratze und ist, wie ich fest überzeugt bin, vor Hunger dem Tode nahe. Sie ist, erzählte ihre Mutter, gestern Nacht in einem Zustande furchtbarer Erschöpfung nach Hause gekommen und hat seitdem nichts über die Lippen gebracht als kaltes Wasser. Man versuchte ihr etwas feste Speise beizubringen, aber sie konnte sie nicht hinunterschlucken. Diese Fleischbrühe wird ihr daher sehr wohlthätig sein; laß sie wärmen, Jane.“

„Es ist ein sündhaftes, schlechte Wege wandelndes Mädchen, Francis“, bemerkte Mistreß Tait. „Sie verdient in der That kein Mitleid.“

„Um so mehr Grund, Weib, daß sie vom Tode errettet werde“, sagte der Rector fast streng. „Die Guten können es wagen zu sterben, die Bösen aber nicht. Verliere keine Zeit, Jane. Wenn die Fleischbrühe warm ist, so fülle sie in eine Flasche und ich will sie dann hintragen.“

„Gibt es nicht sonst noch etwas, was wir ihr schicken

können und was für sie gleich wohlthätig ist, Papa?" fragte Jane. „Vielleicht ein wenig Wein? Von der Fleischbrühe ist nur noch wenig da und wir sollten sie eigentlich für Dich aufheben."

„Gleichviel; ich will es ihr hintragen", sagte der Rector. „Ein Tropfen Wein kann ihr vielleicht später gut thun."

Jane eilte in die Küche und störte die Magd, die eben etwas über dem Feuer hatte.

„Susanne", sagte sie, „Papa wünscht die noch übrig gebliebene Fleischbrühe gewärmt zu haben. Wärme sie schnell, während ich eine Flasche suche, um sie hineinzufüllen. Er will sie zu Charitas Booth tragen."

„Was? Ist die wieder da?" rief die Magd in einem verächtlichen Tone, welcher verrieth, daß ihre Meinung von Charitas Booth keine bessere war als die, welche ihre Herrin von der Armen hatte. „Ja, ja, so macht es der Herr Rector", fuhr sie fort, indem sie sich anschickte zu thun, was von ihr verlangt ward. „Für ihn selbst wird nur selten etwas gemacht, und wenn etwas für ihn gemacht wird, so kommt davon immer noch nicht viel an ihn selbst. Er läuft dann ganz gewiß damit zu jemand, der, wie er glaubt, es noch nothwendiger braucht als er selbst. Das ist aber nicht recht, Miß Jane."

Jane suchte in einem Geschirrschranke herum. Endlich fand sie in demselben eine reine grüne Flasche, die eine halbe Kanne faßte.

„Die wird groß genug sein, glaube ich", sagte sie.

„Ja, das glaube ich auch", brummte Susanne, die sich nicht überwinden konnte, das Verschenken von etwas, was

ihrem Herrn gehörte, nicht als ein ihr persönlich zugefügtes Unrecht zu betrachten. „Es ist nur noch eine kleine Neige da und die hätte er selbst trinken sollen, Miß Jane."

„Susanne", sagte Jane, indem sie ihr heiteres, lachendes Antlitz nach der Magd herumwendete, „es ist nur gut, daß Du selbst mit in der Kirche gewesen bist und meiner Trauung beigewohnt hast, sonst könnte ich glauben, Du wolltest mich ärgern. Wie kann ich noch Miß Jane sein, während ich diesen Ring am Finger trage?"

„Ach, ich kann es mir einmal nicht merken, Miß. Das ganze Kirchspiel weiß, daß Sie Mistreß Halliburton sind, aber meine Zunge kann sich nimmermehr daran gewöhnen."

Jane lachte heiter.

„Wo ist Mary?" fragte sie dann.

„Im Hinterzimmer. Sie arbeitet an Miß Margarethens Sachen. Es ist kühler dort zu sitzen, als in dieser heißen Küche hier."

Jane trug die kleine Flasche mit der Fleischbrühe zu ihrem Vater und gab sie ihm in die Hand. Er sah sehr bleich aus und erhob sich nur langsam von seinem Stuhle.

„O Papa, Du scheinst sehr unwohl zu sein!" rief Jane unwillkürlich. „Ich will Dir doch schnell ein Ei aufschlagen. Es dauert keine Minute."

„Ich kann nicht warten, Kind. Und es ist die Frage, ob ich es essen könnte, wenn es auch schon fertig vor mir stände. Es ist mir wirklich gar nicht wohl."

„Du hättest diesen Tropfen Fleischbrühe selbst trinken sollen, Papa. Sie ist für Dich bereitet."

Jane konnte nicht umhin, Nachdruck auf das Wort „Dich“ zu legen. Ihr Vater legte seine Hand sanft auf das glattgescheitelte Haar.

„Jane, liebes Kind“, sagte er, „hätte ich in meinem ganzen Leben stets eher an mich selbst gedacht als an Andere, wie hätte ich dann die Gebote meines Schöpfers erfüllen können?“

Jane eilte vor ihm die Treppe hinunter und öffnete ihm die Hausthür, um ihm selbst diese kleine Mühe zu ersparen. Eine liebevolle, gehorsame Tochter war Jane, und es ist wahrscheinlich, daß ihr Vater in diesem Augenblick sich einmal ganz besonders bewußt ward, welch einen Schatz er an ihr hatte.

„Gott segne Dich, mein Kind!“ flüsterte er, indem er an ihr vorüberging.

Jane sah ihm über den Platz hinweg nach. Ihr Haus hatte, obschon es nicht unmittelbar an dem freien Platze stand, doch die Aussicht darauf. Dann ging sie wieder hinauf zu ihrer Mutter.

„Papa scheint keine Zeit verlieren zu wollen“, bemerkte sie. „Er geht sehr rasch.“

„Ich möchte es geradezu laufen nennen“, antwortete Mistreß Tait, welche ihm von dem Fenster aus nachgesehen. „Aber, liebes Kind, aus dieser sündhaften Charitas Booth wird er doch nichts Gutes ziehen.“

Es verging hierauf eine Stunde, und es war bald Zeit zum Essen. Jane und Mistreß Tait nähten noch ebenso eifrig wie vorher, als Mr. Halliburton's wohlbekanntes Pochen sich hören ließ.

„Edgar kommt heute recht zeitig nach Hause“, rief Jane.

Er kam, vier oder fünf Stufen auf einmal nehmend, in großer Hast die Treppe herauf gestürzt, öffnete die Thür des Gesellschaftszimmers und steckte den Kopf hinein. Mistreß Tait, die mit dem Rücken nach der Thür und mit dem Gesicht nach dem Fenster saß, drehte sich nicht herum und sah ihn folglich nicht. Jane aber sah ihn und erschrak. Jede Spur von Farbe wich sofort aus ihrem Gesicht.

„O Edgar, Du bist unwohl!“

„Unwohl? Durchaus nicht“, antwortete er in verstellt heiterm Tone. „Ich wünsche Dich einen Augenblick zu sprechen, Jane.“

Mistreß Tait hatte sich bei Jane's Ausruf herumgedreht, Mr. Halliburton hatte aber sein Gesicht schon wieder zurückgezogen. Als Jane herauskam, stand er vor der Thür. Er sprach nicht, sondern ergriff sie schweigend bei der Hand, zog sie in das Hinterzimmer, welches ihr Schlafzimmer war, und schloß die Thür. Jane's Gesicht war so weiß geworden wie das seinige.

„Meine gute Jane, ich hatte nicht die Absicht, Dich zu erschrecken“, sagte er, indem er sie an sich drückte. „Ich glaubte, Du hättest ein muthiges Herz, Jane. Ich glaubte, wenn ich eine kleine unangenehme Nachricht mitzutheilen hätte, so wäre es am besten, wenn ich es Dir sagte, damit Du sie mir den Uebrigen auf schonende Weise mittheilen hölfest.“

Jane fühlte sich durchaus nicht muthig ums Herz.

„Was ist's denn?“ fragte sie, kaum im Stande, die Worte über die aschfahlen Lippen zu bringen.

„Jane“, sagte er in zärtlichem und ernstem Tone, „ehe ich weiter etwas sage, mußt Du Dich bemühen, ruhig zu sein.“

„Es betrifft doch nicht Dich selbst? Du bist doch nicht krank?“

Diese Frage schien überflüssig zu sein. Mr. Halliburton war augenscheinlich nicht krank, sondern nur aufgeregt. Jane war erschrocken und außer sich. Nicht ein Schimmer der wirklichen Wahrheit durchzuckte ihre Gedanken.

„Sage mir sofort, was es ist, Edgar“, sagte sie mit ruhigerem Tone. „Ich kann die Gewißheit besser ertragen als diese bange Erwartung.“

„Nun ja, ich glaube, Du beginnst schon Muth zu fassen“, antwortete er, indem er ihr gerade in die Augen sah und lächelte, was den Zweck hatte, sie zu beruhigen. „Du mußt heute Weib sein, nicht Kind. Sieh nur, was für ein Stümper ich bin! Ich wollte Dir Alles ruhig und glatt erzählen, ohne Dich auch nur eine einzige Minute zu erschrecken, und sieh, was ich gethan habe — ich habe Dich in Angst und Furcht gejagt.“

Jane lächelte matt. Sie wußte, daß dies alles nur das Vorspiel einer Nachricht sei, die sehr unheilvoll und betrübend sein müsse. Mit gewaltiger Anstrengung zwang sie sich, ruhig zu sein. Mr. Halliburton fuhr fort:

„Einer Person, die wir beide innig liebten, ist — ist — ein Unfall zugestoßen, Jane.“

Nun aber traf ihre Furcht sofort das Richtige. Mit der einzigen Ausnahme dessen, der jetzt an ihrer Seite stand, gab es niemand, den sie so liebte wie ihren Vater.

„Vater?“

„Ja, wir müssen es Deiner Mutter beibringen.“

Ihr Herz pochte wild gegen seine Hand, und die aschfahle Farbe überzog abermals ihr Gesicht. Sie zwang sich aber ruhig zu bleiben. Er flüsterte ihr zu, daß dies um ihrer selbst willen nothwendig sei.

„Edgar, ist er todt?“

Ja, er war todt, aber Edgar wollte ihr dies noch nicht sagen, sondern stürzte sich in die Einzelheiten des Falles.

„Er eilte, mit einer kleinen Flasche in der Hand, die Straße entlang, Jane. Jedenfalls enthielt diese Flasche eine Stärkung für einen seiner armen Kranken, denn er war in der Nähe der Häuser, wo viel arme Leute wohnen. Plötzlich sah man ihn fallen, und einige Vorübergehende hoben ihn auf und trugen ihn in das Haus eines Arztes. Dieser aber war unglücklicherweise nicht zu Hause und man trug ihn deshalb zu einem andern, sodaß viel Zeit verloren ging. Er war völlig ohne Bewußtsein.“

„Aber Du sagst es mir ja immer noch nicht!“ wehklagte Jane. „Ist er todt?“

Mr. Halliburton legte sich die Frage vor: Was könnte es nützen, die Wahrheit hinauszuschieben? Er glaubte, er habe sich seiner Aufgabe sehr schlecht entledigt.

„Jane, Jane“, flüsterte er, „ich kann blos hoffen, Dir die Kunde besser tragen zu helfen, als ich sie Dir beigebracht habe.“

Thränen war Jane in diesem ersten furchtbaren Augenblick nicht im Stande zu vergießen. Sie lehnte sich an Edgar's Schulter, denn er war ihre physische und geistige Stütze.

„Wie können wir dies meiner Mutter sagen,“ stammelte sie.

Es war aber nothwendig, daß Mistreß Tait es erführe und zwar unverweilt. Die Leiche, die man auf einen ausgehobenen Fensterladen gelegt, war schon unterwegs nach dem Hause.

In Folge eines seltsamen Zusammentreffens war Mr. Halliburton gerade an dem Hause des letzten Arztes vorbeigegangen, als die Menge sich um die Thür gesammelt hatte. Ein ganz zufälliges Geschäft hatte ihn hierher geführt, denn es war eine Straße, die er sonst kaum einmal jährlich betrat.

„Der Pastor ist vom Schlage getroffen auf der Straße niedergestürzt“, sagte einer der Umstehenden, der Mr. Halliburton erkannte und aufhielt.

„Der Pastor?“ wiederholte Mr. Halliburton. „Wie, Mr. Tait?“

„Ja wohl“, war die Antwort.

Mr. Halliburton drängte sich nun sofort in das Haus des Arztes hinein, der mit seiner Untersuchung soeben fertig war.

„Es ist ein Herzschlag gewesen, Sir“, sagte der Arzt zu ihm.

„Aber er ist doch nicht todt?“

„Ja wohl ist er todt. Er muß augenblicklich gestorben sein.“

Die Kunde hatte sich mittlerweile der draußen harrenden Menge mitgetheilt und man hob schon einen Fensterladen aus den Angeln.

„Ich will vorangehen und die Familie vorbereiten“,

sagte Mr. Halliburton zu den Leuten. „Laßt mir eine Viertelstunde Vorsprung, dann kommt nach.“

Und auf diese Weise hatte er nur eine Viertelstunde Zeit. Seine Gedanken wendeten sich natürlich zuerst seiner jungen Gattin zu, nicht blos in Bezug darauf, wie er ihr soviel als möglich Schreck und Schmerz ersparen könnte, sondern er glaubte auch, sie besäße, so jung sie auch wäre, mehr ruhige Selbstbeherrschung als ihre Mutter.

Während er so nach Hause eilte, überhörte er sich so zu sagen seine Aufgabe, und er hätte sich derselben vielleicht auch besser entledigt, als der Fall war, wenn nicht sein Gesicht alles verrathen hätte.

„Jane“, flüsterte er, „laß es stets Deinen Trost sein, zu bedenken, daß Dein Vater bereit war, vor seinen Schöpfer zu treten.“

„Ja“, antwortete sie, nun in einen unaufhaltsamen Thränenstrom ausbrechend, „wenn irgend ein Mensch für den Himmel geschickt war, so war es mein theurer Vater.“

„Horch!“ rief Mr. Halliburton.

Es hatte sich ein Geräusch unten in der Hausflur erhoben, ein Geräusch von Stimmen, die in gedämpftem Tone miteinander sprachen. Es ließ sich nicht bezweifeln, daß Leute in das Haus gekommen waren, welche die Nachricht brachten und den beiden zitternden Dienerinnen mittheilten.

„Nun ist kein Augenblick mehr zu verlieren, Jane“, sagte Mr. Halliburton.

Wie Jane ihre Augen trocknete und jede zeitweilige Spur von Schmerz und Gemüthsbewegung unterdrückte, das wußte sie selbst nicht. Das Gefühl der Pflicht lebte

stark in ihr und sie wußte, daß die gebieterischste Pflicht des gegenwärtigen Augenblicks die war, ihre Mutter aufrecht zu halten und zu trösten.

Sie trat gemeinschaftlich mit ihrem Gatten in das Gesellschaftszimmer und ihre Mutter wendete sich lächelnd nach Mr. Halliburton herum.

„Was habt Ihr denn heute für ganz absonderliche Geheimnisse miteinander?“ fragte sie; in demselben Augenblicke aber gewahrte sie Jane's weiße zitternde Lippen und mit einem lauten Angstschrei rief sie: „Jane, was ist geschehen? Was kommt Ihr mir zu sagen?“

Die Thränen strömten an Jane's schönem, jugendlichem Antlitz herab, während sie ihre Mutter liebend an sich drückte und zärtlich flüsterte:

„Theuerste Mama, Du mußt Dich nun auf uns stützen. Wir wollen alle Dich lieben und für Dich sorgen, wie wir noch nie gethan haben.“

Viertes Kapitel.

Neue Pläne.

Die Section stellte die Thatsache, daß der Tod des Rectors Francis Tait durch eine Herzkrankheit herbeigeführt worden sei, außer Zweifel. Schon zu einer frühern Zeit seines Lebens hatte man vermuthet, daß er an einem solchen Uebel leide, in den letzten Jahren aber hatten sich diese ungünstigen Symptome nicht wieder gezeigt.

Mit ihm starben natürlich alle seine Einkünfte, und seine Familie konnte, wenn sie auch nicht ganz entblößt dastand, sich doch durchaus keines Reichthums rühmen.

Mistreß Tait stand seit einiger Zeit im Genuß einer Leibrente von fünfzig Pfund jährlich, diese aber hörte im Fall ihres Todes auf.

Was sollte sie nun mit ihren Kindern beginnen? So manche Witwe, die weit schlimmer daran ist als Mistreß Tait, hat dieselbe schwierige Frage sich jeden Tag vorzulegen. Mistreß Tait's Kinder waren wenigstens zum Theil versorgt. Jane hatte ihren guten Mann; Francis verdiente sein Brot als Unterlehrer an einer Schule; für Marga=

rethe mußten allerdings noch zehn Pfund jährlich bezahlt werden, und dann war auch noch Robert da.

Der Tod des Rectors hatte sich im Juli ereignet. Bis zum October mußte sonach das Haus geräumt werden.

„Wegen einer Wohnung brauchst Du Dir keine Sorge zu machen, Mütterchen", sagte Mr. Halliburton bei der ersten passenden Gelegenheit in freundlichem Tone zu ihr. „Du mußt mir und Jane erlauben, Dich in der unserigen willkommen zu heißen."

„Ja, Edgar", antwortete Mistreß Tait, ohne zu zögern, „dies wird das Beste sein. Das Meublement dieses Hauses wird das Eurige füllen, ich überlasse es Euch und Ihr nehmt mich und meine kleine Leibrente mit hinein. Ich habe mir die Sache schon hin und her überlegt, glaube aber nicht, daß sich etwas Besseres thun ließe."

„Auf Deine Mobilien habe ich durchaus kein Recht, Mütterchen", antwortete er, „und Jane hat ebenso wenig ein Recht darauf als Deine andern Kinder. Die Möbel sollen in mein Haus geschafft werden, wenn Du es so willst, aber Du mußt mir entweder erlauben, sie Dir zu bezahlen, oder sie bleiben Dein Eigenthum und Du kannst sie zu jeder Zeit, wo es Dir beliebt, wieder fortschaffen lassen."

Dabei blieb Mr. Halliburton stehen. Und er hatte recht. Hätte seine Schwiegermutter ihm ihr Mobiliar geschenkt, so wären ihre jüngern Kinder vielleicht später aufgetreten und hätten ihn beschuldigt, sie um ihr Eigenthum gebracht zu haben.

Nun sah man sich nach einem passenden Hause um und miethete es. Das Mobiliar ward abgeschätzt und Mr

Halliburton kaufte es. Ein Viertel der berechneten Summe weigerte Mistreß Tait sich entschieden zu nehmen, denn sie erklärte, daß so viel auf Jane's Antheil komme. Dann verließen sie das alte Haus, in welchem sie so viele Jahre gewohnt, und zogen in das neue — Mr. und Mistreß Halliburton, Mistreß Tait, Robert und die beiden Mägde.

„Wird es auch gerathen für Dich sein, liebes Kind, die Mägde alle beide zu behalten?“ fragte Mistreß Tait ihre Tochter.

Jane erröthete und antwortete:

„Gegenwärtig könnten wir allerdings mit einer auskommen, Mama, aber die Zeit naht heran, wo ich deren zwei brauchen werde. Susanne und Mary sind übrigens beide so gut, daß ich mich nicht gern von ihnen trennen möchte. Du bist auch an sie gewöhnt.“

„Ach, Kind, ich weiß, daß Ihr, Du und Edgar, bei allen Euern Plänen meine Bequemlichkeit zuerst ins Auge faßt. Weißt Du, woran ich vorige Nacht, als ich im Bett lag, dachte?“

„Woran dachtest Du denn, Mama?“

„An die Zeit, wo Mr. Halliburton zuerst davon sprach, daß er Dich zur Frau haben möchte, und Dein armer Papa geneigt war, zu zögern, weil er glaubte, Du könntest eine noch bessere Partie machen, und dabei dachte ich zugleich, was wir wohl in dieser Krisis hätten anfangen sollen, wenn wir ihn nicht gehabt hätten.“

„Ja“, sagte Jane in sanftem Tone, „Dinge, welche für den Augenblick ungünstig erscheinen, erweisen sich später oft als das Allerbeste, was uns hätte geschehen können. Gott lenkt alles, weißt Du, Mama.“

Einige Wochen nachdem sie ihr neues Haus bezogen, erhob sich ein Zwist oder besser gesagt ein Streit wegen Robert. Robert hatte nie viel Lust zum Lernen gezeigt. Sein Vater hatte gewünscht, daß seine Söhne beide sich der Kirche widmeten. Robert hatte sich diesem Wunsche nie offen widersetzt und hatte auch Lust zu dem Berufe selbst. Sehr zuwider aber waren ihm die deshalb nothwendigen angestrengten Studien. Solange sein Vater lebte, schwieg er; jetzt aber that er dies nicht mehr, sondern benutzte jede Gelegenheit, seiner Mutter deshalb in den Ohren zu liegen. Er besuchte jetzt noch täglich Doctor Percy's Schule.

„Du weißt, Mutter", sagte er eines Tages, indem er sich neben diese und Jane auf einen Stuhl warf und, wie er gern zu thun pflegte, ein Bein über das andere legte, „ich werde es in diesen Dingen nie zu etwas bringen."

„In was für Dingen denn, Robert?" fragte Mistreß Tait.

„Nun, in diesem ekligen Latein und Griechisch. Ich werde niemals ein Lehrer werden wie Mr. Halliburton und Francis, und was soll da sonst aus mir werden? Was die Möglichkeit betrifft, jemals Geistlicher zu werden, so ist diese natürlich für mich vorbei, denn wo sollte das Geld herkommen?"

„Aber was soll denn sonst aus Dir werden?" rief Mistreß Tait. „Ich für meine Person weiß es nicht."

„Ueberdies", fuhr Robert fort, indem er die Stimme senkte und das wirksamste Argument, welches ihm zu Hülfe rief, „ich muß etwas für mich selbst thun lebe hier von Mr. Halliburton's Gelde."

„O, er gibt es Dir gern, Robert“, unterbrach ihn Jane rasch. „Mama bezahlt —“

„Schweig, Jane. Wie kannst Du als Frau auf diese Weise gegen das Interesse Deines Mannes sprechen? Ich hörte Dich neulich den Waisenkindern vorpredigen, daß es sündhaft sei, die Zeit zu verschwenden.“

„Nun?“ sagte Jane.

„Nun, was Zeitverschwendung für andere Leute ist, das ist doch wohl auch Zeitverschwendung für mich“, fuhr Robert fort.

„Aber Du verschwendest doch keine Zeit, Robert?“

„Allerdings thue ich es. Und wenn Du so verständig wärst, als wofür die Leute Dich halten, Madame Jane, so würdest Du es auch einsehen. Als Lehrer, sage ich, werde ich nie das Salz in die Suppe verdienen, und sage mir selbst, ob wohl Aussicht für mich vorhanden ist, daß ich jemals Geistlicher werden kann?“

„Gegenwärtig scheint allerdings dazu keine Aussicht vorhanden zu sein“, gestand Jane.

„Nun, da hast Du es! Ist es nicht Zeitverschwendung, wenn ich die Studien fortsetze, die mir zur Vorbereitung auf eine Laufbahn dienen sollen, welche ich niemals betreten kann?“

„Aber was könntest Du sonst thun, Robert?“ unterbrach ihn seine Mutter. „Du kannst doch nicht müßig zu Hause liegen, oder den ganzen Tag auf den Gassen umherlaufen?“

„Nein“, sagte Robert. „Dann wäre es immer noch besser, ich bliebe in der Schule. Ich wünsche aber die Welt zu sehen, Mutter.“

„Du — wünschest — die — Welt — zu sehen!“ wiederholte Mistreß Tait außer sich vor Erstaunen, während Jane von ihrer Arbeit aufblickte und die Augen auf ihren Bruder heftete.

„Es ist dies doch etwas ganz Natürliches“, sagte Robert mit großem Gleichmuth. „Ich habe eine Einladung nach Yorkshire erhalten.“

„Was willst Du denn dort machen?“ rief Mistreß Tait.

„O, eine Menge Dinge. Man hält dort Jagdpferde und —“

„Ach, Du hast ja in Deinem ganzen Leben noch auf keinem Pferde gesessen, Robert!“ rief Jane lachend. „Du kämest sicherlich mit gebrochenem Halse wieder.“

„Wenn Du nur schwiegest, Jane!“ entgegnete Robert ärgerlich. „Ich spreche mit Mama und nicht mit Dir. Winchcombe hat mich eingeladen, die Weihnachtsferien mit ihm auf dem Landsitze seines Vaters in Yorkshire zu verleben. Und, Mutter, ich möchte gern hingehen und ich wünsche von Dir das Versprechen, daß Du mich, wenn die Ferien vorüber sind, nicht zwingen willst, in die Schule zurückzukehren. Lieber will ich alles Andere thun, was Du für mich bestimmst. Ich will Geschäftsmann werden, oder in ein Bureau treten, oder zu einem Wundarzt in die Lehre gehen — alles was Du willst, nur nicht länger über diesen langweiligen Schulbüchern sitzen! Ich habe dieselben gar so satt.“

„Robert, Du setzest mich in die größte Verlegenheit“, entgegnete Mistreß Tait. „Du weißt, ich habe keine Connexionen, und ich wüßte nicht, wie ich Dich an einem der Orte, die Du da genannt hast, unterbringen sollte.“

„Aber ich glaube, Mr. Halliburton könnte es thun. Er kennt eine Menge Leute. Sprich doch mit ihm, Jane. Für Dich thäte er sonst etwas."

Die Discussion in Bezug auf Robert dauerte sehr lange.

Unsere Geschichte hat es aber nicht mit Robert Tait zu thun und wir brauchen ihm blos hier und da einige Worte im Vorübergehen zu widmen. Alle sahen ein, daß es nicht räthlich sein würde, ihn noch länger in der Schule zu lassen. Sowohl seine eigenen Wünsche als auch seine Aussichten ließen es nicht wünschenswerth erscheinen.

Er erhielt daher Erlaubniß, den Besuch in der Heimat seines Schulkameraden zu machen, und als er wiederkam, ohne den Hals gebrochen zu haben, gelang es Mr. Halliburton, ihn in einem bedeutenden Grossogeschäft unterzubringen. Robert schien es hier anfangs sehr zu gefallen und er kam Sonntags allemal nach Hause, um den Tag bei seiner Familie zuzubringen.

„Er kann sich mit der Zeit zu einem der ersten Kaufleute in London emporarbeiten", sagte Mr. Halliburton zu seiner jungen Gattin. „Zu einem unserer Kaufmannsfürsten, wie mein Onkel zu mir zu sagen pflegte, wenn er nur —"

„Nun wenn? Warum redest Du nicht aus?" fragte Jane.

„Wenn er nur Ausdauer hat, wollte ich sagen. Aber, Jane, ich fürchte, Ausdauer ist eine Eigenschaft, welche Robert abgeht."

Das alles mußte natürlich die Zukunft lehren.

Fünftes Kapitel.

Margarethe.

Zwei bis drei Jahre vergingen, und die Sommerferien nahten heran. Margarethe ward wie gewöhnlich auf diese Zeit zu Hause erwartet und Jane, die sie stets gern empfing, traf mit heiterm Muthe ihre Anstalten dazu.

Margarethe sollte nach Ablauf der Ferien nicht in die Schule zurückkehren, in welcher sie während des letzten Jahres besoldete Lehrerin gewesen, sondern als Erzieherin in eine Familie kommen. Für eine wirklich gebildete, ihrer Aufgabe genügende Erzieherin zu jener Zeit sind jetzt deren Dutzende zu haben, wenigstens solche, die sich dafür ausgeben, und Margarethe Tait erwartete, obschon sie erst neunzehn Jahre zählte, ihre siebzig bis achtzig Guineen jährlich zu bekommen.

Es war ein schöner heller Junitag, als Mr. Halliburton seine Wohnung verließ, um Margarethe abzuholen. Sie sollte mit dem Personenwagen bis an das Gasthaus Zum Stier, wo dieses Fuhrwerk ausspannte, kommen, und Mr. Halliburton erreichte dieses Gasthaus in dem

Augenblicke, als auf der St.-Paulskirche die Mittagsstunde schlug. Eine Minute später fuhr der Personenwagen vor.

Und sie saß wirklich darin, ein schönes großes Mädchen mit einem hübschen Gesicht, aus welchem Entschlossenheit und Energie sprachen.

Margarethe Tait hatte ihre guten Eigenschaften, aber auch ihre Fehler. Der hauptsächlichste von letztern war Eigenwille. Sie öffnete die Thür des Wagens selbst, sprang, ehe ihr jemand die Hand reichen konnte, heraus und war ganz Freude und Lust.

„Und wo sind denn Deine Koffer, Margarethe?" fragte Mr. Halliburton, nachdem er sie kurz begrüßt. „Hast Du sie diesmal mitgebracht oder nicht?"

Margarethe lachte.

„Ja, diesmal habe ich sie wirklich mitgebracht und nicht unterwegs verloren, wie zu Weihnachten. Du wirst nie vergessen, dies zu erwähnen, das weiß ich gewiß, obschon es mehr die Schuld des Schaffners war, als die meinige."

Noch einige Minuten vergingen und dann polterten Mr. Halliburton, Margarethe und die Koffer in einer der damals gewöhnlichen schwerfälligen Droschken davon.

„Und nun erzähle mir, wie es mit allen steht", sagte Margarethe. „Was macht die gute Mama?"

„Sie befindet sich vollkommen wohl. Wir sind alle wohlauf. Mit Jane geht es herrlich."

„Und was macht mein kleiner Willy?"

„O", sagte Mr. Halliburton in etwas sonderbarem Tone, „der macht ein wenig zu viel Spectakel, als daß ihm etwas fehlen könnte. Ich sage Jane sehr oft, sie solle ihn

nun bald gehörige Bekanntschaft mit der Ruthe machen lassen."

„Jane wird sich viel darum kümmern, was Du sagst! Was macht denn die Kleine? Ist es ein hübsches Kind?"

Mr. Halliburton zog die Augenbrauen empor.

„Jane glaubt es. Ich wundere mich, daß sie es nicht schon hat malen lassen."

„Ist es schon getauft?" fuhr Margarethe fort.

„Ja, getauft ist es. Mit dem eigentlichen Fest aber wollte Jane warten, bis Du da wärest."

„Und wie heißt die Kleine?"

„Jane."

„Was muß ich hören? Jane versprach mir ja, sie Margarethe zu nennen! Warum hat sie ihr ihren eigenen Namen aufgeheftet?"

„Ich habe ihn ihr aufgeheftet", sagte Mr. Halliburton. „Der Deinige kann warten bis zum nächsten Mal, Margarethe."

Margarethe lachte.

„Und wie geht es sonst mit Euch?" fragte sie.

„Sehr gut. Ich habe keine Stunde frei."

„Aber Du siehst mir nicht recht wohl aus", entgegnete Margarethe. „Dein Gesicht ist abgemagert und angegriffen."

„Mager bin ich von jeher gewesen und mein Beruf ist einmal ein angreifender. Zuweilen fühle ich mich fürchterlich erschöpft. Im Ganzen genommen aber befinde ich mich ziemlich wohl, Margarethe."

„Wird Francis diese Ferien zu Hause sein?"

„Nein. Er verlebt sie in dem Hause eines Gentleman

in Norfolk, dessen Söhne er unterrichtet. Francis zeigt durchweg Fleiß und Ausdauer."

„Dann ist er wohl das Gegentheil von dem armen Robert, nicht wahr?"

„Nun ja, in diesem Sinne."

„Mit Robert hat es etwas Unangenehmes gegeben, nicht wahr?" fragte Margarethe, und ihr Ton ward ernst. „Ist er nicht entlassen worden?"

„Man hatte ihm gekündigt. Ich sprach aber mit seinen Principalen und bewog sie, ihn noch zu behalten. An Deiner Stelle, Margarethe, würde ich nicht mit ihm hierüber sprechen. Er ist in dieser Beziehung sehr empfindlich. Robert's Absichten sind gut, aber sein Temperament ist unbeständig. Er ist seiner Stelle überdrüssig und hält die Stunden nicht pünktlich. So etwas aber läßt sich kein Geschäftsmann gefallen."

Die Droschke hielt an Mr. Halliburton's Hause. Margarethe sprang heraus, ohne jemand Zeit zu lassen, ihr zu helfen, gerade so, wie sie es in dem Personenwagen, als derselbe am Stier hielt, gemacht hatte. Es lag in Margarethe's Charakter ein ungeheurer Grad von Ungestüm. Sie war der vollkommene Gegensatz zu Jane — ebenso wie, nach ihrer eigenen Bemerkung, in andern Beziehungen Robert der Gegensatz von Francis war — gegen die verständige, sanfte, sich stets gleichbleibende Jane, welche so ruhig herbeikam, um sie zu begrüßen, und aus deren ruhigem Auge eine so heitere Tiefe von Liebe und Zuneigung schimmerte.

Margarethe umarmte ungestüm und geräuschvoll ihre Mama, dann Jane, dann riß sie einen kleinen, etwa zwei-

jährigen Knaben in die Höhe, der sich an Jane's Kleid festhielt, an dem einen Zeigefinger nutschte und mit seinen großen grauen Augen, die so redlich, so verständig und so liebevoll waren wie die seiner Mutter, in maßlosem Erstaunen zu Margarethe emporblickte.

„Du garstiger Willy! Hast Du Deine Tante Margarethe ganz vergessen? — Aber wer ist denn das dort?“

Mit dieser Frage trug sie den Knaben bis an das andere Ende des Zimmers, wo ihre alte Magd Mary mit einem Kind von zwei Monaten auf dem Arme dastand. Die Kleine hatte auch große graue Augen, und dieselben waren ebenfalls auf die lärmende Margarethe geheftet.

„O Willy“, rief diese, „Deine Schwester ist viel hübscher als Du. Ich warte Dich nun nicht mehr. Mary, wir wollen einander gleich auch begrüßen. Erst muß ich aber dieses allerliebste Püppchen in die Arme nehmen.“

Den verstoßenen Willy zu Boden fallen lassend und die Kleine aus Mary's Arme reißend, küßte Margarethe das niedliche Gesicht der Kleinen, bis diese anfing zu weinen. Jane kam zu Hülfe herbeigeeilt.

„Du verstehst nicht mit Kindern umzugehen, Margarethe. Gib sie Mary wieder. Komm hinauf in Dein Zimmer und kleide Dich zu Tische an. Ich glaube, Du wirst hungrig sein.“

„So hungrig, daß Du erschrecken wirst und der Arm Deines Mannes durch das viele Tranchiren erlahmen wird“, rief Margarethe. „Natürlich regte mich der Gedanke, nun bald bei Euch zu sein, so auf, daß ich zum Frühstück keinen Bissen genießen konnte. Ich will doch hoffen, daß Du für etwas Gutes gesorgt hast.“

„Wir haben Dein Lieblingsessen", sagte Jane lächelnd, „Kalbfleisch mit Broccoli."

„Wie rücksichtsvoll von Dir, Jane!" konnte Margarethe nicht umhin auszurufen.

„Margarethe, liebes Kind", rief ihre Mutter, als sie im Begriff stand mit Jane das Zimmer zu verlassen.

Margarethe sah sich um.

„Was wünschest Du, liebe Mama?" fragte sie.

„Ich hoffe, Du wirst es mit diesen Kindern nicht so forttreiben, wie Du es angefangen hast, sonst möchte sich unser Haus in ein sehr geräuschvolles verwandeln.

„Ist es wirklich ein ruhiges Haus, Mama?" sagte Margarethe lachend.

„Als ob irgend ein Haus, in welchem Jane waltet, kein ruhiges sein könnte", entgegnete Mistreß Tait, und Margarethe folgte immer noch lachend ihrer Schwester.

Es ist merkwürdig, wie ganz anders, als wir beabsichtigt haben, die Dinge oft verlaufen. Hätte an diesem Tage, wo Margarethe nach Hause kam, jemand ihre Mutter gefragt, von welcher Art Margarethens künftige Laufbahn sein würde, so würde Mistreß Tait sich über diese Frage gewundert haben. „Sie kommt als Erzieherin in eine Familie", hätte sie geantwortet und würde geglaubt haben, daß keine menschliche Macht dies verhindern könne. Und dennoch sollte Margarethe Tait niemals Erzieherin werden.

Die Ferien nahten ihrem Ende, und Mr. Halliburton hatte, wie man glaubte, für Margarethe ein sehr passendes Unterkommen gefunden, worüber die Unterhandlungen so ziemlich zum Abschluß gediehen waren. Mr. Halliburton gab in verschiedenen, sehr angesehenen Familien Privat-

unterricht und ward auf diese Weise in den Stand gesetzt, zu hören, wo junge Damen als Erzieherinnen verlangt wurden. Natürlich hatte er Margarethe empfohlen. Die Empfehlung ward günstig aufgenommen und ein Tag festgesetzt, wo Margarethe sich persönlich in der Stadtwohnung der Familie vorstellen und höchst wahrscheinlich engagirt werden sollte.

Am Abend vorher, in der Dämmerung, kam Mr. Halliburton von einer seiner zahlreichen Lehrstunden nach Hause. Jane war allein; Mistreß Tait, die nicht recht wohl war, hatte sich zeitig zur Ruhe gelegt und Margarethe war mit Robert ausgegangen.

Dieser hatte jetzt, in der flauen Geschäftszeit, seine Abende von acht Uhr an größtentheils für sich selbst. Er kam dann in der Regel nach Hause und ging mit Margarethe ein wenig aus.

Mr. Halliburton setzte sich schweigend an einem der Fenster nieder. Jane ging auf ihn zu und legte ihre Hand liebreich auf seine Schulter.

„Du bist sehr müde, Edgar, nicht wahr?“ fragte sie.

Er antwortete nicht, sondern zog blos ihre Hand zwischen die seinen und hielt sie fest.

„Du sollst Dein Abendbrot sogleich bekommen“, sagte Jane, indem sie auf das Präsentirbret blickte, welches fertig auf dem Tische stand. „Ich bin überzeugt, daß Du Dich darnach sehnst. Es ist nicht recht von uns, daß wir gegen Margarethe so nachsichtig sind und alle Abende auf sie warten.“

„Ja, besonders wenn sie erst um zehn oder halb elf nach Hause kommt“, entgegnete Mr. Halliburton. „Jane“,

setzte er in sanftem, vertraulichem Tone hinzu, „hältst Du es für gut, daß Margarethe so häufig des Abends ausgeht?“

„Robert ist ja bei ihr.“

„Aber Robert ist vielleicht nicht immer allein bei ihr.“

Jane fühlte, wie es ihr auf einmal ganz heiß im Gesicht ward. Sie kannte ihren Gatten. Sie wußte, daß es nicht seine Art war, zu sprechen, wenn er nicht Grund dazu hatte.

„Edgar, warum sagst Du das?“ fragte sie. „Weißt Du etwas? Hast Du Margarethe gesehen?“

„Ich sah sie vor einer Viertelstunde —“

„Mit Robert?“ unterbrach ihn Jane hastiger, als sie sonst zu sprechen pflegte.

„Robert war allerdings bei ihr, sie ging aber Arm in Arm mit Mr. Murray.“

Diese Mittheilung berührte Jane durchaus nicht angenehm. Dieser Mr. Murray war in demselben Handelshause wie Robert und bekleidete einen höhern Posten in demselben. Robert hatte ihn dann und wann mit nach Hause gebracht und er hatte mit der Familie Thee getrunken. Mistreß Halliburton wunderte sich über Margarethe. Ihrem gutgeschulten Sinne erschien dies als ein heimliches, verstecktes Manöver. Was würde sie gesagt oder gedacht haben, wenn sie gewußt hätte, daß Margarethe und Mr. Murray schon seit längerer Zeit auf diese Weise miteinander zu promeniren pflegten? Der Umstand, daß Robert dabei war, gewährte keine genügende Entschuldigung.

Später sahen sie Margarethe mit Robert allein nach Hause kommen. Er verließ sie, wie gewöhnlich, an der Thür und eilte dann fort nach seiner eigenen Wohnung. Jane sagte nicht sogleich etwas, ging aber diesen Abend zu Margarethe auf deren Zimmer.

„Ach, Edgar hat geplaudert und Geschichten nach Hause gebracht, nicht wahr?" entgegnete Margarethe, als sie hörte, um was es sich handelte, und ihr trotziger, herausfordernder Ton erfüllte Jane's Gemüth mit Entsetzen. „Ich sah wohl, wie er uns angaffte."

„Margarethe!" keuchte Jane, „was ist mit Dir vorgegangen? Du bist ja ganz verändert — Du gebrauchst Ausdrücke, die sich für eine junge Dame von Bildung nicht wohl schicken."

„Nun, warum reizest Du mich, Jane? Ist es wohl Hochverrath, am Arme eines Herrn zu gehen, wenn mein Bruder dabei ist?"

„Es ist aber nicht recht, daß Du es heimlich thust, Margarethe. Wenn Du angeblich mit Robert ausgehst und dann —"

„Ich mag nichts hören, Jane!" fuhr Margarethe heraus. „Weil Du Mistreß Halliburton bist, maßest Du Dir das Recht an, mir Strafpredigten zu halten. Ich habe nichts Unrechtes gethan. Erst wenn ich etwas der Art thue, dann kannst Du sprechen — so aber nicht."

„O Margarethe, warum beurtheilst Du mich so falsch?" fragte Jane in schmerzlichem Tone. „Ich spreche zu Dir in Liebe, nicht im Zorn; ich würde gar nicht sprechen, wenn ich es nicht um Deines Besten willen thäte. Wenn die Chewasneys, die Familie, in deren Haus

Du kommen sollst, so etwas von Dir hörten, so würden sie Dich wahrscheinlich für keine passende Erzieherin ihrer Kinder halten."

„Beruhige Dich", sagte Margarethe spöttisch. Noch nie hatte sie eine so unliebenswürdige Gemüthsart gezeigt wie diesen Abend, und Jane hatte vollen Grund, sie erstaunt anzusehen und zu behaupten, sie sei „ganz verändert".

„Die Familie Chewasney wird durchaus nichts an mir auszusetzen haben, dafern ich mich nämlich dazu verstehe, das Engagement anzunehmen."

Margarethens Ton war seltsam bedeutungsvoll und Jane Halliburton's Herz schlug immer unruhiger.

„Was willst Du damit sagen, Margarethe?" fragte sie. „Du scheinst auf etwas ganz Besonderes anzuspielen."

Margarethe, welche während dieses ganzen Gesprächs vor dem Spiegel gestanden und sich das Haar um die Finger gewickelt hatte, drehte sich jetzt herum und sah ihrer Schwester voll ins Gesicht.

„Jane", hob sie an, „ich will es Dir sagen, wenn Du Dich anheischig machst, an meiner Statt die Sache mit Mama ins Gleiche zu bringen. Ich gehe als Erzieherin weder zu den Chewasneys, noch sonst wohin."

„Wie?" sagte Jane in mattem Tone, denn sie ahnte beinahe, was kommen würde.

„Ich stehe im Begriff zu heirathen."

„O Margarethe!"

„Nun, was gibt es da zu stöhnen?" entgegnete Margarethe. „Mr. Murray wird morgen hierher kommen, um mit Mama zu sprechen, und wenn eins von Euch etwas

gegen ihn hat, so könnt Ihr es ihm dann ins Gesicht sagen. Er ist ein sehr achtbarer Mann und hat ein gutes Einkommen — was gibt es da gegen ihn zu erinnern?"

Jane wußte es nicht. Persönlich fand sie keinen sonderlichen Gefallen an Mr. Murray, und gewisse liebgewonnene Träume hatten ihr für die schöne, gebildete Margarethe ein höheres Loos gemalt.

„Ich hoffe zuversichtlich, daß Du glücklich werden wirst, wenn Du ihn wirklich heirathest, Margarethe!"

Das war alles, was sie sagte.

„Ich hoffe es auch", entgegnete Margarethe. „Ich muß es natürlich darauf ankommen lassen — gerade so wie Andere. Jane, ich bitte Dich, mir meine Unfreundlichkeit zu verzeihen, aber Du hattest mich erst dazu gereizt."

„Gerade so wie Andere!" Ach ja, es war ja doch nur eine Lotterie. Und Margarethe Tait trat, wohl wissend, daß dem so war, in ihren so rasch erkorenen Ehestand ein.

Sechstes Kapitel.

Ein Besuch bei dem Arzte.

Mehrere Jahre vergingen, und Jahre vergehen selten, ohne Veränderungen mitzubringen. Jane hatte jetzt vier Kinder. Wilhelm, der älteste, war beinahe dreizehn Jahre alt; Edgar, der jüngste, ging ins neunte; Jane und Frank standen zwischen inne.

Mistreß Tait war todt und Francis Tait war jetzt der wohlehrwürdige Francis Tait. Durch angestrengten Fleiß und Ausdauer war es ihm gelungen, seine theologischen Studien zu absolviren, und er lebte jetzt von seinem kümmerlichen Einkommen als Hülfsgeistlicher an einer Kirche in London, wie sein Vater so lange Jahre vor ihm davon gelebt hatte.

Wenn ich sage, er lebte kümmerlich, so will ich damit nicht sagen, er habe nicht genug Brot und Käse gehabt; wenn aber die Einkünfte eines Geistlichen, alles zusammengenommen, noch nicht hundert Pfund jährlich betragen, dann ist der Ausdruck „kümmerlich leben" vollkommen gerechtfertigt. Er hungert dann nach vielen Dingen, die er

nicht im Stande ist, zu erlangen, und seine Stellung als Gentleman kann er nicht behaupten.

Francis Tait hungerte ganz besonders nach einem Genuß, der Befriedigung seines Wunsches, immer noch weiter zu studiren. Die Bücher, die er gern gelesen hätte, waren theuer; kaufen konnte er sie nicht und Leihbibliotheken waren damals selten. Wäre Francis Tait nicht so überaus gewissenhaft gewesen, so hätte er sich durch Unterrichtertheilen einen Nebenverdienst zu gründen gesucht. Seine Gemeinde aber nahm seine ganze Zeit in Anspruch und er wartete seines Amtes mit demselben unverbrüchlichen Eifer, wie sein Vater gethan.

„Hoffentlich bekomme ich auch einmal eine bessere Stelle“, pflegte er bei sich selbst zu denken; „wahrscheinlich, wenn ich anfange alt zu werden, wie mein Vater anfing, als er die seinige bekam.“

Und so mühte und darbte der wohlehrwürdige Francis Tait und wartete geduldig auf den noch fernen Tag, wo auf ihn das Glück aus den Wolken herabfallen würde.

Und wo war Margarethe? Margarethe hatte Altengland auf immer Lebewohl gesagt. Ihr Gatte, der in seinem Handelshause nicht so schnell befördert worden war, wie dies nach seiner Meinung hätte geschehen sollen, hatte seine Stellung, seine Heimat und seine heimatlichen Bande aufgegeben und war nach den Wäldern von Canada ausgewandert, um Ansiedler zu werden.

Bereute Margarethe nun ihre vorschnelle Heirath? Fand sie, daß ihre gründliche Bildung, ihre eigenthümlichen Gewohnheiten und Geschmacksrichtungen, die sie zum häuslichen Leben so ungeeignet machten, in diesen

Wildnissen ganz am unrechten Orte waren? Musik, Zeichnen, Sprachen, Literatur — was konnte ihr dies alles jetzt nützen? Ihre eigenen Kinder konnte sie allerdings unterrichten, wenn dieselben heranwuchsen, und es war dies überhaupt die einzige Aussicht auf Unterricht, die sie wahrscheinlich hatten. Daß Margarethe sich hier in eine Sphäre versetzt sah, die ihr durchaus nicht zusagen konnte, ließ sich nicht bezweifeln, aber dennoch bewährte sie sich als ein muthiges braves Weib und ließ sich in ihren Briefen auch nicht die mindeste Anspielung hierauf und keinen Schatten von einer Klage entschlüpfen. Sie schrieb nicht oft und ihre Briefe wurden im Laufe der Jahre immer seltener.

Robert war auch mitgegangen und erklärte in seinen Briefen, das Leben in dieser neuen Welt gefiele ihm sehr, tausendmal besser als die alte dumpfige Waarenniederlage.

Mr. Halliburton's Lehrstunden hatten ausgezeichneten Fortgang und sein Einkommen war ein sehr gutes. Er war jetzt einer der Professoren an dem sogenannten königlichen Colleg, dennoch aber war es ihm noch nicht gelungen, den Traum zu verwirklichen, der ihm schon so lange vorgeschwebt — die Universität Oxford oder Cambridge zu beziehen. Er hatte die Sache am unrechten Ende angefaßt, denn er hätte erst auf die Universität gehen und dann heirathen sollen. Er hatte aber erst geheirathet und bekam nun die Universität niemals zu sehen.

Ein Mann von mäßigen Mitteln, der ein Hauswesen auf anständigem Fuße zu erhalten und für Frau, Kinder und Dienstboten zu sorgen hat, ein solcher Mann hat für

sein Geld und seine Zeit ausreichende Verwendung und bedarf nicht erst noch einer Universität dazu.

Deshalb hatte er nun diese Idee auch gänzlich aufgegeben und bereute es vielleicht auch nicht sonderlich, denn er erfreute sich einer eleganten, bequemen und durchweg glücklichen Häuslichkeit.

Um diese Zeit aber, oder auch schon etwas früher, hatte Mr. Halliburton Ursache, zu glauben, daß er seinen Kräften zu viel zumuthe. Schon seit langer Zeit, fast schon seitdem er seinen dauernden Aufenthalt in London genommen, fühlte er sich nicht mehr so rüstig und stark wie sonst. Heiße Witterung drückte ihn nieder und machte ihn träge und schlaff. Die kalte Winterluft reizte ihn zum Husten und die scharfen Winde des Frühlings äußerten eine nachtheilige Wirkung auf seine Brust.

Er erwehrte sich dieser Körperleiden so muthig als möglich, achtete nicht weiter viel darauf und dachte nicht, daß sie jemals eine ernstere Gestalt gewinnen könnten, bis er plötzlich eines Abends, nachdem er nach einem Tage schwerer, angestrengter Arbeit nach Hause gekommen war, sich in seinen Lehnstuhl niedersetzte, langsam hintenüber sank und ohnmächtig ward.

Als er wieder zur Besinnung kam, standen Jane und eine der Mägde neben ihm — Jane's Gesicht war außerordentlich blaß und unruhig.

„Sei nicht ängstlich!" sagte er, sie anlächelnd. „Ich glaube, ich war eingeschlafen, oder hatte sonstwie das Bewußtsein verloren."

„Du warst ohnmächtig geworden, Edgar."

„Ohnmächtig? wirklich? Wie albern von mir. Es ist vielleicht zu warm im Zimmer gewesen.“

Jane ließ sich nicht täuschen. Sie sah, daß er die Sache so von der leichten Seite darzustellen suchte, um sie zu beruhigen. Sie brachte ihm ein Glas Wein. Er trank es, aber er konnte nichts essen — es war dies jetzt sehr häufig der Fall.

„Edgar“, sagte sie, „Du arbeitest zu viel. Ich habe das schon längst gesehen“.

„Was hast Du gesehen, Jane?“

„Daß Du Dich über Deine Kräfte anstrengst. Du mußt einen Theil Deiner Lehrstunden abgeben.“

„Liebes Weib, wie kann ich das?“ fragte er. „Geht nicht alles, was ich verdiene, auf, um unsere Ausgaben zu decken? Wenn wir am Schlusse des Jahres unsere Rechnungen ausgleichen, haben wir dann wohl einen Schilling übrig?“

So war es allerdings und Jane wußte es, die Gesundheit ihres Gatten stand aber höher als jede andere Rücksicht in der Welt.

„Dann müssen wir unsere Ausgaben einschränken“, sagte sie; „wir müssen aufhören zu leben, wie wir jetzt leben. Wir wollen ein kleineres Haus miethen und nur eine kleine Magd halten, und ich will selbst ‚Mädchen für alles‘ werden.“

Sie lachte heiter, während sie dies sagte, aber Mr. Halliburton entdeckte in ihrem Tone eine ernste Bedeutung. Er schüttelte den Kopf.

„Nein, Jane, diese Zeit, hoffe ich, wird niemals kommen.“

Er lag diese ganze Nacht wach und schlug sich mit Gedanken herum.

Kennst Du diese nächtliche Marter, lieber Leser, wenn sie in ihrer ganzen folternden Gewalt über uns kommt? Gleich den wilden Wogen, welche einander auf dem schäumenden Ocean' hinjagen, überflutete sein Gehirn der Gedanke: „Was soll aus meinem Weibe und meinen Kindern werden, wenn ich krank werde und sterbe?" Alles dies drängte sich zuletzt in den einen Brennpunkt zusammen: „Ich habe keine Fürsorge für meine Familie getroffen — was soll aus ihr werden, wenn der Tod mich hinwegnimmt?"

Mr. Halliburton hatte ganz besonders eine gute Gewohnheit — möglich, daß er dieselbe von seiner Gattin gelernt, denn diese besaß sie in nicht gewöhnlichem Grade — die Gewohnheit, jeder Bedrängniß muthig ins Auge zu schauen, nicht darüber zu stöhnen und zu seufzen, nicht zu klagen, daß noch niemand mit so großer Noth zu kämpfen gehabt, sondern zu sehen, wie sie am besten bekämpft und zum Guten gewendet werden könne.

Das einzige anwendbare Mittel, welches sich ihm darbot, war, sein Leben zu versichern. Er besaß weder Grundeigenthum noch Geld, welches er hätte hinterlassen können. Versuchte er einen Theil seines Einkommens zu sparen, so gehörte eine lange Reihe von Jahren dazu, ehe nur eine erwähnenswerthe Summe zusammenkam. Wie lange hätte er zum Beispiel gebraucht, um nur tausend Pfund zusammenzubringen!

Nein, es gab nur einen Weg — den der Lebensversicherung. Es war dies ein Mittel, welches den meisten vor

uns eingefallen wäre. Er wußte nicht, wieviel er von seinem jährlichen Einkommen dazu würde verwenden müssen. Einen ziemlichen Theil, fürchtete er, denn er näherte sich jetzt dem sogenannten mittlern Lebensalter.

Er hatte nie Geheimnisse vor seiner Gattin. Er befragte sie in jeder Angelegenheit um ihren Rath; sie war sein bester Freund, sein Vertrauter, sein wohlmeinender Rathgeber, und er hatte auch jetzt nicht die Absicht, den Schritt, den er zu thun im Begriff stand, zu verheimlichen. Warum hätte er dies auch thun sollen?

„Jane“, begann er, als sie am nächsten Morgen beim Frühstück saßen, „weißt Du, woran ich die ganze Nacht gedacht habe?“

„An Trübsale, die uns vielleicht beschieden sind“, antwortete sie. „Du hast fast gar nicht geschlafen.“

„Nicht gerade an Trübsale, Jane“, entgegnete er, denn er wollte sich selbst nicht gestehen, daß wirklich eine derartige Furcht ihm das Herz bedrückte. „Ich habe mehr an Vorsichtsmaßregeln gegen Trübsale gedacht, als an diese selbst.“

„An Vorsichtsmaßregeln?“ wiederholte Jane, indem sie ihn ansah.

„Ja, Geliebte. Ich wundere mich nur, daß ich an die Nothwendigkeit dieser Vorsichtsmaßregel nicht schon längst gedacht habe.“

Nun errieth Jane, was er meinte. Schon oft war ihr der Gedanke eingekommen: „Sollte mein Gatte krank werden oder sterben, so stehen wir dann hülflos da.“ Sie hatte hierbei nicht sowohl sich selbst, als vielmehr ihre Kinder im Auge!

„Diese plötzliche Anwandlung von Ohnmacht hat mich

nachdenklich gemacht", hob er wieder an. „Das Leben ist selbst für den Gesündesten und Stärksten ein unsicheres Gut. Für mich ist es vielleicht nicht unsicherer als für Andere, aber ich fühle, daß ich handeln muß, als ob es dies wäre. Jane, sollte der Tod mich hinwegnehmen, so wäre keine Fürsorge für Dich getroffen."

„Nein, allerdings nicht", sagte sie ruhig.

„Und deshalb muß ich ohne Verzug soweit möglich diesem Uebelstande vorbeugen. Ich will mein Leben versichern."

Jane antwortete nicht sofort.

„Dies wird aber eine bedeutende Ausgabe nothwendig machen, Edgar", sagte sie nach einer Weile.

„Das fürchte ich allerdings auch, aber es muß geschehen. Was ist Dir denn, Jane? Du scheinst meinen Vorschlag nicht mit günstigem Auge zu betrachten?"

„Wenn Du Dein Leben versicherst, so wird die Bezahlung der jährlichen Prämie und unser Lebensunterhalt Dich in die Nothwendigkeit versetzen, auch ferner noch ebenso angestrengt zu arbeiten wie jetzt."

„Nun", sagte er, „das würde allerdings so sein."

„Auf jeden Fall sollen unsere Ausgaben bedeutend beschränkt werden, das habe ich mir fest vorgenommen", fuhr sie etwas träumerisch fort und, wie es schien, mehr mit sich selbst als mit ihrem Gatten sprechend. „Wenn Du aber nun noch diese Prämie zu bezahlen hast —"

„Jane", unterbrach er sie, „es ist nicht die mindeste Nothwendigkeit vorhanden, daß ich weniger angestrengt arbeite. Ich bin vielleicht nicht sehr stark, aber krank bin ich auch nicht. Was die Beschränkung unserer Ausgaben

betrifft, so wird dieselbe allerdings eintreten müssen, da ich eben dadurch die Bezahlung der Prämie ermöglichen muß."

„Wenn Du Deiner Gesundheit nicht allzuviel zumuthest, Edgar, so muß die Versicherung Deines Lebens allerdings geschehen. Ich habe schon oft daran gedacht."

„Aber warum hast Du mich dann nie aufmerksam darauf gemacht?"

„Ich weiß es selbst nicht. Ich glaube, ich wollte nicht gern einen solchen Gegenstand zur Sprache bringen. Auch sah ich kein Mittel, wie die Prämie bezahlt werden sollte. Für welche Summe willst Du Dich versichern?"

„Ich dachte für zweitausend Pfund; könnten wir vielleicht noch mehr thun?"

„Ich glaube nicht. Wieviel beträgt die jährliche Prämie für diese Summe?"

„Ich weiß es nicht. Ich will mich aber genau erkundigen. — Worüber seufzest Du, Jane?"

Jane seufzte in der That schwer. Eine Last schien sich auf ihr Herz herabgesenkt zu haben.

„Dieses Gespräch über Lebensversicherung erinnert mich zu sehr an den Tod", murmelte sie.

„Aber, Jane, sei doch nicht kindisch!" rief Mr. Halliburton in heiterm Tone. „Ich habe von Leuten erzählen hören, die kein Testament machen wollen, weil sie glauben, sie müßten dann bald sterben. Das Versichern meines Lebens führt den Tod für mich um keinen Augenblick eher herbei und ich hoffe noch manches Jahr hier zu sitzen. Wer weiß, ob ich nicht so lange lebe, daß durch meine jährlichen Prämienbeiträge die versicherte Summe um das Doppelte überstiegen wird? Dann werde ich meinen, es wäre besser

gewesen, wenn ich das Geld bei einer Bank angelegt hätte."

„Das Schlimmste bei dem Anlegen von Geld in einer Bank oder irgend einem andern derartigen Institut ist, daß man nicht gezwungen ist, es anzulegen", bemerkte Jane, sich aus ihrer Niedergeschlagenheit ein wenig aufrichtend. „Was angelegt werden sollte, was man schon beabsichtigt hat anzulegen, wird nur zu oft wieder für augenblickliche Bedürfnisse ausgegeben, und die ganze Sache bewendet dabei, daß vom Anlegen nur gesprochen wird, wogegen bei der Lebensversicherung die Prämie bezahlt werden muß. Edgar", setzte sie, auf einen andern Gegenstand übergehend, hinzu, „ich bin neugierig, was wir aus unsern Knaben machen werden."

Mr. Halliburton's Wange erröthete leicht.

„Die sollen, so Gott will, die Universität besuchen, obschon ich selbst nicht im Stande gewesen bin, dies zu thun."

„Ach, das wäre so schön! Wenn wir es nur mit einem oder zweien ermöglichen könnten."

Mr. Halliburton glaubte nicht, daß diesem Plane sich große Schwierigkeiten in den Weg stellen würden. Seine Knaben sollten die Universität beziehen, obschon er dieses nicht gekonnt. Die Zukunft unserer Kinder scheint den meisten von uns stets hoffnungsvoll und leicht.

William und Frank besuchten jetzt die Schule, die zu dem königlichen Colleg gehörte, an welchem, wie wir wissen, Mr. Halliburton Professor war. Edgar, gewöhnlich nur Gar genannt, besuchte eine Privatschule, sollte aber nun bald auch in das königliche Colleg eintreten. Die jungen Halliburtons waren für ihr Alter außerordentlich

wohlerzogene Knaben; ihre Aeltern hatten dafür Sorge getragen. Der Unterricht zu Hause war wirksamer als die Schule, und beides, zusammengenommen hatte sie ungewöhnlich intelligent und kenntnißreich gemacht. Sie waren von Natur mit guten Eigenschaften des Geistes und Herzens begabt und ihre Mutter hatte nicht verfehlt, an ihnen zu thun, was ihre Pflicht war. Sie ließ sich keine Mühe verdrießen, sie wußte, wie Kinder erzogen werden müssen, und sie erfüllte ihre Pflicht vollständig.

„Jane", hob Mr. Halliburton wieder an, „ich möchte wissen, welche Versicherungsgesellschaft die empfehlenswertheste ist."

Jane begann die Namen einiger zu nennen, die ihr bekannt waren.

„Wie wäre es mit dem Phönix?" meinte sie.

Mr. Halliburton lachte.

„Das ist wohl blos eine Feuerversicherungsgesellschaft, Jane; ich weiß es aber nicht gewiß."

In der That verstand er auch vom Versicherungswesen selbst nicht viel.

„Ferner gibt es die Sonne, den Atlas, den Argus, und noch eine ganze Menge andere", fuhr Jane fort.

„Ich will mich heute genau nach allem erkundigen", sagte er.

„Ich möchte wissen, ob die Prämie hundert Pfund jährlich betragen wird, Edgar", meinte Jane.

Er wußte es nicht, doch sprach er die Befürchtung aus, daß es wohl so viel kosten könne.

„Ich wollte, Jane", sagte er „ich hätte mein Leben gleich bei unserer Verheirathung versichert. Dann wäre

die jährliche Prämie gering gewesen und wir hätten dieselbe leichter erübrigen können."

„Ach ja", antwortete sie. „Ich schaue auch zuweilen auf Dinge zurück, die ich in frühern Jahren hätte thun können, aber nicht gethan habe. Nun ist die Zeit vorbei."

„Na, für die Lebensversicherung ist sie noch nicht vorbei", sagte Mr. Halliburton, indem er sich von dem Frühstücktisch erhob und in heiterm Tone sprach. „Schon halb neun!" rief er, auf seine Uhr blickend. „Leb wohl, Jane", sagte er und bückte sich, um sie zu küssen. „Wünsche mir Glück."

„Eine gute, tüchtige Versicherungssumme und eine kleine Prämie, nicht wahr?" sagte sie lachend. „Aber Du willst doch nicht jetzt darnach gehen?"

„Nein, jetzt natürlich nicht. Ich würde die Bureaux noch nicht offen finden. Ich werde im Laufe des Tages Gelegenheit nehmen, hinzugehen."

Mr. Halliburton ging, um seinen gewöhnlichen Pflichten obzuliegen. Es war ein warmer Tag im April. Seine ersten Lehrstunden hatte er im königlichen Colleg zu ertheilen und hier blieb er den ganzen Morgen. Dann begann er, sich nach den verschiedenen Versicherungsbureaux und ihren beziehendlichen Vorzügen zu erkundigen. Endlich entschied er sich für eins, an welches er sich wenden wollte, und lenkte seine Schritte nach demselben.

Es lag in dem Herzen der City, in einem sehr geschäftigen Theil derselben. In dem Bureau selbst schien es auch sehr geschäftig zuzugehen, denn es waren mehrere Leute darin, als Mr. Halliburton eintrat. Ein junger Mann kam auf ihn zu und fragte, was er wünsche.

„Ich wünsche mein Leben zu versichern", sagte Mr. Halliburton. „Was habe ich zu diesem Zwecke zu thun?"

„Das wird Ihnen sofort mitgetheilt werden, mein Herr. — Mr. Procter, wollen Sie mit diesem Herrn verhandeln?"

Mr. Halliburton ward in ein inneres Zimmer gewiesen, wo ein sehr artiger Mann ihn empfing. Er setzte sein Anliegen auseinander, nannte sein Alter und die Summe, für welche er sich zu versichern wünschte.

Jede erforderliche Auskunft ward ihm höflich gewährt, und er erhielt sodann einen Bogen mit gewissen gedruckten Fragen, um den daneben gelassenen freien Raum auszufüllen und dieses Schema dann wiederzubringen.

Mr. Halliburton überflog die auf dem Bogen enthaltenen Fragen.

„Wie ich sehe, verlangen Sie ein Geburtszeugniß auf Grund des Kirchenbuchs der Gemeinde, in welcher ich getauft worden", bemerkte er. „Warum das? Ich habe mein Alter angegeben und richtig angegeben."

Der Herr lächelte.

„Daran zweifle ich durchaus nicht", sagte er, „denn Sie sehen jünger aus, als Sie nach Ihrer Angabe sind. Unser Bureau hat es sich aber in den meisten Fällen zum Gesetz gemacht, ein Zeugniß auf Grund des Kirchenbuchs zu verlangen. Nicht alle, welche ihr Leben versichern wollen, nehmen es mit der Wahrheit ganz genau, und wir sind daher genöthigt gewesen, in unserm eigenen Interesse diese Bestimmung zu treffen. Wir haben Fälle gehabt, wo wir ein Leben versichert und dann, obschon vielleicht erst nach dem Ableben der betreffenden Person, gefunden haben,

daß der Versicherer zehn Jahre älter war, als er angegeben hatte. Deshalb verlangen wir das Zeugniß. Dann und wann geschieht es, daß Versicherungslustige Leute von anerkannter Wahrheitsliebe bringen und durch diese ihr Alter bestätigen lassen. Dann bestehen wir weiter nicht auf dem Beibringen eines schriftlichen Zeugnisses."

Mr. Halliburton machte in Gedanken die Runde in dem ganzen Kreise seiner Bekannten. Es war aber in London niemand, der über sein Alter völlig bestimmte Auskunft hätte geben können, und es konnte daher nichts nützen, weiter daran zu denken.

„Die Sache wird weiter keine Schwierigkeit machen", sagte er laut. „Ich kann das Zeugniß binnen zwei oder drei Tagen aus Devonshire kommen lassen, wenn ich darnach schreibe. Mein Vater war erster Geistlicher der Kirche, in welcher ich getauft ward. Also weiter habe ich nichts zu thun, als dieses Papier auszufüllen und das Zeugniß beizubringen?"

„Weiter nichts, ausgenommen, daß Sie sich noch von unserm Arzt untersuchen lassen müssen."

„Was? Ich soll mich auch noch von einem Arzte untersuchen lassen?" rief Mr. Halliburton. „Auf diesem Papier hier steht, daß ich ein Gutachten von meinem Hausarzt beibringen soll. Dieses wird durchaus nicht unvortheilhaft lauten", setzte er lächelnd hinzu, „denn ich habe dem guten Manne bis jetzt sehr wenig Mühe gemacht. Ich glaube, das schlimmste Uebel, wegen dessen er mich zu behandeln gehabt, ist ein tüchtiger Schnupfen gewesen."

„Um so besser", bemerkte der Herr. „Sie sehen aber nicht sehr kräftig aus."

„Sehr kräftig bin ich auch vielleicht nicht. Ich muß zu viel arbeiten und habe zu wenig Erholung und Ruhe. Eben weil ich glaubte, daß ich nicht so kräftig sei, als ich sein sollte, kam ich auf den Gedanken, um meiner Familie willen mein Leben zu versichern", setzte er in seiner freimüthigen Offenheit hinzu. „Wenn ich gewiß wüßte, daß ich bis in mein hohes Alter so leben und arbeiten könnte wie jetzt, dann brauchte ich mich nicht zu versichern."

Der Herr lächelte.

„Der Schein trügt", bemerkte er. „Leute, die am schwächlichsten aussehen, leben oft am längsten."

„Aber Sie können nicht sagen, daß ich schwächlich aussehe", entgegnete Mr. Halliburton.

„Das habe ich auch nicht gesagt. Ich bin blos der Meinung, daß Sie nicht rüstig aussehen, damit ist aber nicht gesagt, daß Sie schwächlich wären. Sie können ein durch und durch gesunder Mann sein."

Er ließ, indem er dies sagte, seine Augen über Mr. Halliburton schweifen, über seine lange, schöne Gestalt, sein dunkles Haar, in welchem noch nicht der mindeste Faden Grau zu sehen war, die schön geformten Züge und die Gesichtsfarbe, die so rein und weiß war wie die eines Mädchens. Lag in dieser zarten Gesichtsfarbe etwas Verdächtiges?

„Ein schöner Mann auf jeden Fall", dachte der Beschauer, „wenn auch kein rüstiger."

„Dann wird es also nothwendig sein, daß ich zu Ihrem Arzt gehe?" fragte Mr. Halliburton.

„Ja. Davon können wir Sie nicht dispensiren. Ohne das Gutachten unsers Arztes versichern wir nicht. Zwei-

mal wöchentlich ist er hier. In den Zwischentagen ist er von drei bis fünf Uhr in seiner Wohnung, Saville Row, zu sprechen. Sein Name ist Doctor Carrington. Die Tage, an welchen er hier expedirt, sind Montag und Donnerstag."

„Und heute haben wir Freitag", bemerkte Mr. Halliburton. „Dann werde ich wahrscheinlich zu ihm gehen."

Mr. Halliburton sagte guten Morgen und entfernte sich mit seinem Papier.

„Es ist großer Unsinn, daß ich erst zu diesem Arzt gehen soll", sagte er bei sich selbst, während er nach Hause eilte, denn er wußte, daß die Mahlzeit bereits auf ihn wartete. „Wahrscheinlich ist es aber einmal allgemeine Regel und natürlich wird man mit mir keine Ausnahme machen."

Nachdem er seine Mahlzeit eilig und auf eine Weise, die ihm, wie Jane versicherte, unmöglich zuträglich sein konnte, zu sich genommen, setzte er sich an sein Pult und schrieb nach seinem Geburtszeugniß. Nachdem er den Brief zusammengebrochen und gesiegelt, setzte er den Hut auf, um wieder auszugehen.

„Willst Du noch heute Nachmittag nach Saville Row gehen?" fragte Jane.

„Wenn ich mit meinem Unterricht zeitig genug fertig werde", antwortete er. „Der junge Finchley hat seine Lection um vier Uhr, aber ich kann diese auch verschieben bis zum Abend. Ich glaube daher, ich werde hingehen."

Mr. Halliburton machte es wirklich möglich, noch an diesem Tage nach Saville Row zu gehen, und langte nach fünf Uhr sehr erhitzt hier an. Es war durchaus nicht nothwendig, daß er gerade an diesem Tage hierher eilte,

aber er wünschte selbst die Sache bald in Ordnung zu bringen, gerade als ob er durch seine Eile jetzt die frühere Nachlässigkeit wieder gutmachen könnte.

Doctor Carrington war gerade beschäftigt, und Mr. Halliburton ward in ein Zimmer gewiesen, um zu warten. Hier traf er drei oder vier andere Personen, die schon vor ihm gekommen waren. Ob es gewöhnliche Patienten waren oder Leute, die in einer ähnlichen Angelegenheit wie er selbst kamen, wußte er nicht, doch kamen sie natürlich eher an die Reihe als er.

Endlich kam er jedoch auch daran und trat in das Zimmer des Arztes, eines kleinen, blonden, etwas wortkargen Mannes mit gepudertem Haar.

Er war wortkarg im gewöhnlichen Verkehr, durchaus aber nicht, wenn es galt, Fragen zu stellen. Noch nie war Mr. Halliburton so nach allen Richtungen hin ausgefragt worden. Was für Krankheiten er gehabt und nicht gehabt, von welcher Art seine jetzigen und frühern Lebensgewohnheiten waren, über alles dies mußte er gründliche Auskunft ertheilen. Zuletzt kam noch die Frage: „Fühlen Sie sich vollständig kräftig, gesund und elastisch?"

„Bei heißer Witterung fühle ich mich ein wenig abgespannt", entgegnete Mr. Halliburton.

„Hm! Ist der Appetit gut?"

„Im Allgemeinen, ja. In der letzten Zeit ist er nicht recht gut gewesen."

„Geht das Athemholen gut?"

„Ja, zuweilen jedoch ein wenig gepreßt."

„Hm! Leiden Sie an Husten?"

„Einen feststehenden Husten habe ich nicht; blos des

Nachts stellt sich zuweilen ein kurzer trockener Husten ein. Er hat, glaube ich, seinen Grund in zu großer Ermüdung."

„Hm! Wollen Sie einmal Ihr Hemd öffnen?" sagte der Arzt, auf Mr. Halliburton's Brust zeigend.

„Mein Hemd soll ich öffnen?" rief Mr. Halliburton.

„Ja, knöpfen Sie es nur hier auf und auch Ihr Flanelljäckchen, wenn Sie eins tragen."

Mr. Halliburton entblößte demzufolge seine Brust und der Arzt tappte darauf lange mit den Fingern herum. Dann pochte er darauf und horchte. Wie es schien, genügte sein Ohr für diese Untersuchung noch nicht, denn er langte aus einem Schubfache ein kleines Instrument heraus, setzte es auf Mr. Halliburton's Brust und legte dann das Ohr daran, wobei er die Position des Instruments drei- oder viermal änderte.

„So ist's gut", sagte er endlich. Er drehte sich herum, um sein Instrument wieder in das Schubfach zu legen, und Mr. Halliburton zog sein Hemd wieder zusammen und knöpfte es zu.

„Sie tragen keine Flanellwesten?" fragte der Arzt mit scharfer Betonung, während sein Kopf noch in dem Schubfache stak.

„Im Winter trage ich deren, bei warmer Witterung aber lege ich sie ab. Erst vorige Woche ist dies der Fall gewesen."

„Kann man sich wohl eine größere Albernheit denken!" rief Doctor Carrington. „Man sollte meinen, gewisse Menschen würden ohne Verstand geboren. Die Hälfte der Patienten, die zu mir kommen, sagen, daß sie im Sommer ihre Flanellwesten ablegen. Aber gerade im Sommer sind

dieselben ja am nothwendigsten! Diese warme Witterung wird auch übrigens nicht mehr lange andauern. Gehen Sie sofort nach Hause, Sir, und ziehen Sie Ihre Flanellweste an."

„Das soll geschehen, wenn Sie es für räthlich halten", sagte Mr. Halliburton lächelnd. „Ich danke Ihnen für den guten Rath."

Dann nahm er seinen Hut und wartete. Der Arzt schien zu erwarten, daß er gehen werde.

„In dem Bureau sagte man mir, Sie würden mir eine Bescheinigung mitgeben, daß Sie mich untersucht haben", bemerkte Mr. Halliburton.

„Ja, aber diese kann ich Ihnen nicht geben", entgegnete der Arzt.

„Warum nicht, Sir?"

„Weil Ihr Zustand für mich kein zufriedenstellender ist. Ich kann Sie nicht als ein gesundes Leben empfehlen."

Mr. Halliburton's Pulse begannen ein wenig rascher zu schlagen.

„Sir!" wiederholte er, „ich wäre kein gesundes Leben?"

„Nicht hinreichend gesund zur Versicherung."

„Aber was fehlt mir denn?" fragte Mr. Halliburton.

Doctor Carrington sah ihm eine Minute lang unverwandt ins Gesicht, ehe er antwortete.

„Diese Frage", sagte er dann, „ist schon oft von Personen an mich gethan worden, die ich habe zurückweisen müssen, ebenso wie ich jetzt Sie zurückweise, und meine Antwort ist ihnen nicht immer angenehm gewesen."

„Mir wird sie angenehm sein, Sir, das heißt, insoweit

als ich wünsche, dadurch die Wahrheit zu erfahren. Was finden Sie an mir auszusetzen?"

„Ihre Lunge ist krank."

Mr. Halliburton ward von einem kalten Schauer durchrieselt.

„Doch nicht in hohem Grade, hoffe ich!" rief er. „Nicht so, daß keine Heilung möglich wäre?"

„Wollte ich sagen, Ihre Lunge sei nicht in hohem Grade krank, so würde ich Sie täuschen, und Sie sagten mir, daß Sie die Wahrheit zu hören wünschen. Ihre Lunge ist in hohem Grade krank —"

Eine tödtliche Blässe überzog Mr. Halliburton's Gesicht und er sank auf einen Stuhl nieder.

„Nicht um meinetwillen", keuchte er, als Doctor Carrington sich ihm näherte. „Ich habe Weib und Kinder. Wenn ich sterbe, so haben sie kein Brot."

„Sie haben mich gar nicht ausreden lassen", entgegnete der Arzt und fuhr dann mit einem Gleichmuthe fort, als ob er gar nicht gestört worden wäre: „Ihre Lunge ist in hohem Grade krank, aber nicht so, daß keine Heilung zu hoffen stünde. Ich sage nicht, daß diese Hoffnung eine sehr starke ist, Hoffnung aber ist nach meiner Ansicht noch da, vorausgesetzt, daß Sie die richtigen Mittel anwenden und sich in Acht nehmen."

„Was soll ich thun? Was für Mittel muß ich anwenden?"

„Sie leben wahrscheinlich in dem erstickenden, nebligen, räucherigen London?"

„Ja, gänzlich."

„Dann meiden Sie es. Gehen Sie dahin, wo Sie

reine Luft und eine klare Atmosphäre haben können. Das ist das Erste, Hauptsächlichste und Wesentlichste. Nicht auf einige Wochen oder Monate, verstehen Sie — nicht um die Luft zu wechseln, wie die Leute sagen — sondern Sie müssen London gänzlich verlassen, für immer fortgehen."

„Aber dies ist mir unmöglich", entgegnete Mr. Halliburton. „Mein Erwerb fesselt mich an London."

„Ja, ja", sagte der Arzt, „es sind nur schon zu viele bei mir gewesen, bei welchen dasselbe der Fall war. Ich versichere Ihnen aber, Sie müssen fort von London, oder es gilt Ihr Leben. Sie scheinen mir überhaupt eine Constitution von der Art zu sein, daß Sie niemals hätten nach London kommen sollen. — Sie sind wohl nicht hier geboren?" setzte er kurz hinzu.

„Erst als ich achtzehn Jahre alt war, bekam ich London zu sehen. Ich bin in Devonshire geboren und erzogen."

„Ja, ja, das dachte ich mir. Leute, die in London geboren und erzogen sind, acclimatisiren sich in der Regel und die Luft hier schadet ihnen nichts. Auch vielen, die aus andern Städten und Ländern hierher kommen, schadet sie nichts und sie finden in London einen so gesunden Aufenthaltsort, wie es nur irgend einen für sie auf dem ganzen Erdenrund geben kann. Einige aber gibt es, die in London nicht leben können und nicht leben sollten."

„Glauben Sie, daß dieser krankhafte Zustand meiner Lunge sich schon seit längerer Zeit entwickelt habe?"

„Ja, wenigstens seit einigen Jahren. Wären Sie in Devonshire geblieben, so wären Sie vielleicht ihr ganzes

Leben lang ein gesunder Mensch gewesen. Mein einziger Rath, den ich Ihnen geben kann, ist — meiden Sie London. Sie können nicht lange mehr leben, wenn Sie hier bleiben."

Mr. Halliburton dankte dem Arzt und verließ ihn. Wie hatte sich auf einmal für ihn alles verändert! Was war mit der Schönheit des Tages, mit dem blauen Himmel, mit der strahlenden Sonne vorgegangen? Der Himmel war noch blau und die Sonne schien, aber schwüle Finsterniß schien sich zwischen seine Augen und die Außenwelt zu senken. Sterben? Ein Schauer durchrieselte ihn, als er an Jane und die Kinder dachte, und ein krankhaftes Gefühl von Verzweiflung bemächtigte sich seines Gemüths.



Siebentes Kapitel.

Später am Tage.

Mr. Halliburton war wie zu Boden geschmettert. Er fühlte, daß der Urtheilsspruch des Todes gefällt worden, und damit zugleich erwachte in ihm die Ueberzeugung, daß es für ihn keine Heilung, keine Genesung gäbe, möchte er gebrauchen, welche Vorsicht er wollte. Diese Ueberzeugung konnte er nicht abschütteln, ja er versuchte auch gar nicht, sie abzuschütteln — die Thatsache und die Furcht lasteten auf ihm mit bleierner Wucht.

Er lenkte seine Schritte heimwärts und legte die ganze weite Strecke zu Fuß zurück. Er bewegte sich mechanisch die Straßen entlang, unzählige Menschen gingen rechts und links an ihm vorüber, er aber schien weit hinweg zu sein.

Ein- oder zweimal richtete er den Kopf empor und sah die ihm Begegnenden mit sehnsüchtigem Ausdruck an.

„O daß ich wäre wie Ihr, den Geschäften, dem Vergnügen, dem geselligen Verkehr lebend!" dachte er bei sich selbst; „aber ich bin nicht wie Ihr, und Ihr könnt auch nichts für mich thun. Ihr könnt mir nicht Gesundheit, Ihr könnt mir nicht Leben schenken."

Er trat in sein Haus und vernahm heitere Stimmen und rasche, leichte Tritte. Es fand eine kleine Lustbarkeit statt. Er wußte es, hatte aber bis diesen Augenblick noch nicht wieder daran gedacht. Es war der Geburtstag seines jüngsten Töchterchens, und zehn bis zwölf kleine Freunde waren eingeladen worden, um sich mit ihr zu freuen und lustig zu machen.

Jane, die fast noch ebenso jung und ebenso hübsch aussah, als da sie ihn geheirathet, saß in dem entferntesten Ende ihres größten Zimmers vor einem gutbesetzten Theetische. Sie war festlich gekleidet. Ihr Kleid war von perlgrauer, gewässerter Seide, und eine dünne, goldene Kette hing um ihren Hals.

Die eingeladenen kleinen Mädchen gingen meistens weiß, und die Knaben benahmen sich sehr anständig und artig. Jane sagte ihnen eben, der Thee sei fertig, und ihre beiden Dienerinnen halfen den kleinen Leuten ihre Plätze anweisen und sie bedienen.

„O, da kommt Papa — gerade zur rechten Zeit", rief Jane, indem sie ihre Augen fröhlich zu ihrem Gatten aufhob. „Das ist ja herrlich."

Mr. Halliburton hieß die Kinder willkommen. Er küßte einige und plauderte mit andern, gerade als ob nicht jener furchtbare Geier der Sorge sein Herz zerfleischte. Die Kinder merkten ihm nichts an und auch Jane hatte keine Ahnung von dem, was in seinem Innern vorging. Er setzte sich mit an den Tisch und trank seinen Thee — alles gleichsam mechanisch. Es war gar nicht, als ob er es selbst wäre. Er glaubte, er müßte jemand anders sein. Seit

einer Stunde schien sich seine ganze Persönlichkeit geändert zu haben.

Man reichte ihm einen Teller Butterbrot. Er nahm eine Schnitte und legte sie neben sich. Jane legte ihm ein Stück Kuchen auf den Teller — er ließ auch dieses liegen. Er sollte essen, während jener furchtbare Ausspruch sein Gehirn folterte! Nein, es war nicht möglich!

Er sah seine Kinder eins nach dem andern an. Seine Kinder! — William war ein sanfter, artiger Knabe, mit dem ruhigen, guten Gesicht und den innigblickenden Augen seiner Mutter; Jane, ein liebliches Kind, mit langen, blonden Locken und hochrothen Wangen, heute Abend nicht wenig stolz auf ihr weißes Geburtstagskleid und ihre weißen Bänder; Frank, ein dunkeläugiger, schlanker Knabe, der fortwährend schlimm ankam, mit schönen, scharf geschnittenen Zügen, gleich denen seines Vaters; Gar, ein zarter, kleiner Bube mit blonden Locken, gleich denen seiner Schwester Jane.

Und diese Kinder sollte er verlassen — der kalten, grausamen Welt preisgeben, ohne einen bestimmten Platz in derselben, ohne Mittel zu ihrem Unterhalt.

„O Gott! o Gott!“ seufzte er in der Bitterkeit seines Herzens, „wenn es Dein Wille ist, mich hinwegzunehmen, so nimm diese Unschuldigen in Deinen Schutz!“

„Edgar!“

Er schrak zusammen, so tief war er in Gedanken versunken; und dennoch war es blos sein Weib, welches ihn anredete.

„Edgar, warst Du bei Doctor Carrington?“ flüsterte sie, sich zu ihm neigend.

In seiner Verwirrung und Verlegenheit murmelte er einige unverständliche Worte, welche sie für eine Verneinung nahm; die jungen Stimmen ringsumher waren gerade ein wenig sehr laut. Zwei der jungen Herren — Frank war einer davon — waren eben in einem hitzigen Wortwechsel in Bezug auf die Kaninchen eines dritten jungen Herrn begriffen. Mistreß Halliburton rief Frank zur Ordnung und sagte vor der Hand nichts weiter zu ihrem Gatten.

„Nach dem Thee soll getanzt werden“, sagte die kleine Jane. „Ich habe eine Quadrille spielen gelernt. Sie ist sehr leicht, und Mama sagt, ich spiele sie ganz nett.“

„Ach, tanzen mögen wir nicht!“ brummte einer der Knaben. „Wir wollen lieber Blindekuh spielen.“

Die Meinungen waren abermals getheilt. Die jungen Damen wollten tanzen, die Knaben Blindekuh spielen. Man appellirte an Mistreß Halliburton.

„Ich glaube, es wird am besten sein, wenn Ihr erst ein wenig tanzt und dann Blindekuh spielt“, sagte sie.

Als der Thee vorüber war, wurden Tische und Stühle auf die Seite geschoben, um Platz für die Tanzenden zu machen. Mr. Halliburton stand mit dem Rücken an die Wand gelehnt und sah zu. Man hätte glauben sollen, er sähe wirklich zu; ein scharfer Beobachter aber würde bemerkt haben, daß seine Augen in der Wirklichkeit nicht sahen, sondern ebenso wie seine Gedanken weit hinweg waren.

Nun fiel es auch seiner Gattin auf, daß er ganz besonders zerstreut zu sein schien. Sie kam auf ihn zu. Er stand mit verschränkten Armen und gesenktem Haupte da.



„Bist Du nicht wohl, Edgar?“ fragte sie.

„Nicht wohl? O ja, ich bin ganz wohl, liebe Jane“, antwortete er und machte eine Anstrengung, sich aufzurütteln.

„Heute Abend hast Du hoffentlich keine Lehrstunden mehr zu geben, nicht wahr nicht?“

„Zu dem jungen Finchley muß ich noch gehen. Ich verschob seine Stunde bis um sieben Uhr.“

„Aber“, entgegnete sie sofort, „wenn Du die Stunde des jungen Finchley verschoben hast, wie kam es dann, daß Du nicht nach Saville Row gehen konntest?“

„Ich bin den ganzen Nachmittag beschäftigt gewesen, Jane“, antwortete er.

Er hatte nicht den Muth, zu sagen, wie die Sache eigentlich stand, und umging daher die Frage.

Dennoch aber fühlte er sich physisch unfähig, diesen Abend noch zu dem jungen Finchley oder einem andern Schüler zu gehen. Er sollte lehren, trockene Regeln der griechischen und lateinischen Grammatik erklären, während sein Gemüth in dieser Stimmung war! Es schien ihm, als käme wenig darauf an, ob er jemals wieder lehrte, da er ja seinen Schülern nun so bald entrissen werden sollte. Er war eine Beute der tiefsten Niedergeschlagenheit und Entmuthigung.

Plötzlich aber, während er noch so dastand und zusah, durchzuckte ihn ein Gedanke wie ein Lichtstrahl. Wie ein Lichtstrahl? Nein, wie eine ganze herabströmende Flut von Licht! Wie, wenn Doctor Carrington sich nun irrte? wenn sich ergab, daß er gar nicht krank war? Die Aerzte — und noch dazu sehr kluge und erfahrene — irrten sich,

wie er wußte, zuweilen in ihren Meinungen. Dies konnte ja auch mit Doctor Carrington der Fall sein.

Es war kaum wahrscheinlich, fuhr er fort bei sich zu folgern, daß eine tödtliche Krankheit an ihm zehrte, ohne daß er selbst bis jetzt etwas davon bemerkt hätte. Es schien ihm ja bis jetzt gar nichts gefehlt zu haben; er war, verhältnißmäßig gesprochen, stets ein gesunder Mann gewesen — er war es auch jetzt noch. Ja, er glaubte, Doctor Carrington müsse sich geirrt haben. Dieser handelte natürlich in dem Interesse der Versicherungsgesellschaft und war vielleicht allzu ängstlich und vorsichtig.

Mr. Halliburton trat von der Wand hinweg, ward heiter und fröhlich und plauderte mit den Kindern. Eine der kleinen Damen fragte ihn, ob er mit ihr tanzen wolle. Er lachte und fühlte sich halb geneigt, es zu thun.

Welches war nun die wirkliche Gemüthsstimmung — jene düstere oder diese heitere? War letztere auch keine künstliche — hatte er nicht das geheime Bewußtsein, daß sie mit dem wirklichen Glauben in seinem Gemüth nicht übereinstimmte? daß er sich dazu zwang?

Mochte dem jedoch sein, wie ihm wollte, so war sie nicht von Dauer. Mitten in einem heitern Gespräch mit seiner kleinen Jane kehrte die frühere Angst und Furcht mit furchtbarer Gewalt zurück, gleich einem Strom, der seine Ufer durchbrochen.

„Ich kann diese Ungewißheit nicht ertragen", murmelte er bei sich selbst. Und er verließ das Zimmer und nahm seinen Hut. Seine Gattin, die in diesem Augenblick aus einem andern Zimmer herauskam, um quer durch die Hausflur zu gehen, sah ihn die Hausthür öffnen.

„Gehst Du zu dem jungen Finchley, Edgar?"

„Nein, ich werde ihm heute Abend freigeben. Ich werde bald wiederkommen, Jane."

Er ging stracks zu seinem Hausarzt, einem Mr. Allen, der ganz in der Nähe wohnte. Sie waren persönlich befreundet.

Auf die Frage, ob Mr. Allen zu Hause sei, wollte die Dienerin ihm die Thür des Familienzimmers öffnen, Mr. Halliburton aber trat rasch in das dunkle Zimmer, in welchem der Arzt seine Patienten empfing. Er war durchaus nicht aufgelegt, sich in Damengesellschaft zu begeben.

„Ich will hier warten", sagte er. „Sagt Euerm Herrn, daß ich ein paar Worte mit ihm zu sprechen wünsche."

Der Arzt kam sofort mit einem brennenden Licht in der Hand. Es war ein brünetter Mann mit hagerm Gesicht.

„Warum wollen Sie nicht hereinkommen?" fragte er. „Es ist weiter niemand da als meine Frau und meine Töchter. Gibt es etwas?"

„Ja, Allen, es gibt etwas", entgegnete Mr. Halliburton. „Ich bedarf heute Abend einen Freund, einen Freund, der aufrichtig und offen mit mir spricht, und deshalb komme ich zu Ihnen."

„Setzen Sie sich."

Beide nahmen Platz und Mr. Halliburton erzählte nun dem Arzte die Geschichte der letztvergangenen vierundzwanzig Stunden. Er begann mit der Ohnmacht und schloß mit der Darlegung seiner folternden Zweifel, ob Doctor Carrington's Meinung durch Thatsachen unterstützt würde, oder ob er sich getäuscht habe.

„Allen“, sagte er, „Sie müssen sehen, was sie aus meinem Zustande machen können, und mir es ohne Hehl sagen, wie Sie es sich selbst sagen würden.“

Der Arzt machte ein ernstes Gesicht.

„Carrington ist ein gescheidter und erfahrener Mann“, sagte er, „ein Mann, welcher sich nicht so leicht täuschen läßt.“

„Ich weiß wohl, daß er in diesem Rufe steht. Gescheidte Leute sind aber nicht allemal unfehlbar. Schlagen Sie sich einmal seine Meinung aus den Gedanken, untersuchen Sie mich selbst und sagen Sie mir dann, was Sie denken.“

Mr. Allen begann dies zu thun. Vor allen Dingen that er an Mr. Halliburton einige allgemeine Fragen in Bezug auf seinen gegenwärtigen Gesundheitszustand, wie er sie jedem andern Patienten vorgelegt haben würde, und dann untersuchte er seine Brust und Lunge.

„Nun denn — die Wahrheit!“ sagte Mr. Halliburton.

„Die Wahrheit ist, soweit ich die Sache beurtheilen kann, daß Sie gegenwärtig in durchaus keiner Gefahr schweben.“

„Auch Doctor Carrington behauptete nicht, daß ich gegenwärtig schon in Gefahr schwebte“, entgegnete Mr. Halliburton hastig. „Die Frage ist: Ist meine Lunge gesund?“

„Nein, gesund ist Ihre Lunge nicht, aber ich glaube auch nicht, daß dieselbe schon in hohem Grade angegriffen ist. Wenn Sie sich gut halten, so können Sie noch viele Jahre leben.“

„Würde irgend eine Lebensversicherungsgesellschaft mich aufnehmen?"

„Nein, das glaube ich allerdings nicht."

„Das ist mein Todesurtheil, Allen."

„Wenn Sie die Sache von dieser schwarzen Seite betrachten, so thut es mir leid, daß ich meine Meinung so rückhaltslos ausgesprochen", bemerkte der Arzt. „Ich sage nochmals, daß Sie, wenn Sie sich gut halten, die Krankheit abwehren und noch viele Jahre leben können. Ich würde dies nicht sagen, wenn ich es nicht dächte."

„Und sind Sie ebenfalls der Meinung wie Doctor Carrington, daß ich nämlich London verlassen und aufs Land ziehen muß?"

„Allerdings glaube ich, daß Sie auf dem Lande bessere Aussicht haben, gesund zu werden, als hier. Sie wissen, daß Sie mir selbst wiederholt gesagt haben, Sie seien überzeugt, die Luft von London sage Ihnen nicht zu."

„Ja, das ist wahr", entgegnete Mr. Halliburton. „Ich habe mich nie recht wohl darin gefühlt, und das ist die Wahrheit. Wohlan, ich muß sehen, was sich thun läßt. Guten Abend."

Wenn Mr. Allen's Ausspruch auch nicht so unwiderruflich unheilvoll erschien, wie der Doctor Carrington's, so war er doch immer unheilvoll genug, und Mr. Halliburton, der sich bemühte, ihm voll ins Antlitz zu schauen, wie er in weniger schweren Drangsalen zu thun gewohnt war, bemühte sich zu überlegen, was wohl gethan werden könne. Es war nun keine Möglichkeit mehr vorhanden, die Sache seiner Gattin zu verschweigen. Wenn es wirklich nothwendig war, daß sie ihren Wohnort wechselten, so mußte



er sich mit ihr darüber berathen, und je eher er es ihr sagte, desto besser war es.

Er ging daher nach Hause und nahm sich vor, ihr, ehe sie sich zur Ruhe legten, alles mitzutheilen.

Als die kleine muntere Schaar fort war und die Kinder zu Bett gegangen waren, saßen die beiden Gatten miteinander am Kaminfeuer. Obschon die Witterung angefangen hatte, warm zu werden, so war doch ein wenig Abendfeuer noch sehr angenehm. Mr. Halliburton war unruhig und aufgeregt. Jetzt, wo der Augenblick da war, bebte er vor seiner Aufgabe zurück.

„Edgar, ich bin überzeugt, daß Du nicht wohl bist", rief Jane endlich. „Ich habe es den ganzen Abend bemerkt."

„O ja, ich bin wohl — das heißt ziemlich wohl, Jane", entgegnete er. „Ich habe Dir aber einige schlimme Mittheilungen zu machen, und es widerstrebt mir, davon zu sprechen."

Jane's Kinder waren alle sicher und wohlbehalten unter ihrem Dache, und sie glaubte daher, es müsse Francis oder Margarethe oder Robert etwas zugestoßen sein.

Mr. Halliburton unterbrach sie, als sie diesen Befürchtungen Worte lieh.

„Nein, diese alle betrifft es nicht, Jane. Es betrifft mich selbst."

„Aber wie so?"

„Willst Du — kannst Du meine Mittheilung mit muthigem Herzen anhören?" fragte er lächelnd und mit dem ermuthigendsten Ausdruck, den er seinen Zügen geben konnte.

„O ja", entgegnete Jane und lächelte ebenfalls. Sie glaubte, es könne nichts sehr Schlimmes sein.

„Man will mein Leben nicht versichern, Jane."

Das Herz stand ihr still.

„Aber warum denn nicht?" fragte sie.

„Man hält es für zu riskant. Man glaubt, meine Gesundheit sei nicht kräftig."

Jane Halliburton fühlte, wie ihr die Röthe glühendheiß ins Gesicht emporstieg. Es trat eine augenblickliche Pause ein, dann faltete die arme Geängstete mit einem schwachen, kaum hörbaren Ausruf der Verzweiflung die Hände. Sie sah, daß noch mehr kommen würde.

Achtes Kapitel.

Ungewißheit.

Mistreß Halliburton saß — abgesehen von dem schwachen Klagelaut, der soeben ihren Lippen entschlüpft war — ganz still auf ihrem Stuhle. In diesem Augenblicke wollte ihr Gatte sie nicht ansehen. Sein Blick war auf das Feuer gerichtet und er stützte den Kopf auf die Hand. Als sie ihren leisen Ruf ausstieß, streckte er seine andere Hand aus und ließ sie leicht auf die ihrige fallen.

„Jane, wenn ich geglaubt hätte, daß Du sofort die schwarze Seite des Gemäldes ins Auge fassen würdest, so hätte ich mit dieser Mittheilung noch gezögert. Schon der Umstand, daß ich sie Dir mache, liebes Kind, sollte Dich überzeugen, daß die Sache nichts Ernstliches zu bedeuten hat", setzte er in ermuthigendem Tone hinzu. Nun, da er gesprochen, hielt er es für gerathen, seinen Worten eine möglichst günstige Deutung zu geben.

„Du sagst, man wolle Dein Leben nicht versichern?"

„Na, dieser Ausdruck war von mir vielleicht nicht richtig gewählt. Man hat sich bis jetzt noch nicht geweigert,

es zu thun, sondern Doctor Carrington sagt blos, er könne mir nicht das erforderliche Zeugniß ausstellen, worin erklärt wird, daß ich kerngesund sei."

„Dann warst Du also bei Doctor Carrington?"

„Ja. Verzeihe mir, Jane. Ich wollte in Gegenwart der Kinder mich nicht aussprechen."

Sie bog sich zu ihm herüber und lehnte ihren Kopf auf seine Schulter.

„Erzähle mir alles, Edgar", flüsterte sie, „so viel als Du selbst weißt."

„Die Hauptsache habe ich Dir schon erzählt, Jane. Ich sprach Doctor Carrington und er that eine Menge Fragen an mich und untersuchte mich hier" — dabei berührte Mr. Halliburton seine Brust. „Er glaubt, meine Athmungswerkzeuge seien nicht gesund, und weigerte sich daher, mir das gewünschte Zeugniß auszustellen."

„Er meint also, Deine Brust sei nicht gesund?" sagte Jane.

„Er sagte, die Lunge."

„Ha!" keuchte Jane krampfhaft. „Was sagte er sonst noch?"

„In Bezug auf das Herz oder die Leber oder irgend einen andern edeln Theil sagte er nichts. Ich schließe daraus, daß mit diesen alles in Ordnung ist und es nichts darüber zu sagen gab", entgegnete Mr. Halliburton und versuchte in heiterm Tone zu sprechen. „Ich hätte ihm sagen können, daß mein Kopf sehr gut sei, wenn er darnach gefragt hätte, denn dieser ist seiner anstrengenden Arbeit vollständig gewachsen. Ich hätte Dir von dieser ganzen Sache gar nichts zu erzählen gebraucht, Jane, wenn mir

der Arzt nicht noch einen Rath gegeben hätte, der mich in einige Verlegenheit setzt."

Jane saß wieder gerade auf ihrem Stuhle und sah ihren Gatten an. Die Farbe begann wieder in ihr Gesicht emporzusteigen. Er fuhr fort:

„Doctor Carrington empfiehlt mir dringend, aus London fortzuziehen. Er sagte, es sei dies durchaus nothwendig, wenn ich gesund werden wollte. Kein Wunder, daß Du mein Benehmen sonderbar und zerstreut fandest", fuhr er nach einigem Zögern sehr rasch weiter fort; „dieser Rath ward mir ein wenig schwer zu verdauen."

„Glaubte der Arzt, Du seiest sehr krank?" flüsterte Jane.

„Daß ich sehr krank sei, sagte er nicht, Jane. Ich bin auch nicht sehr krank. Das siehst Du selbst. Er sagte blos, meine Lunge wäre — wäre —"

„Nicht gesund?" ergänzte sie.

„Ja, nicht gesund, so sagte er", antwortete Mr. Halliburton der Wahrheit gemäß. „Es ist dies der Ausdruck, dessen die Aerzte sich gewöhnlich bedienen, wenn sie einen geringern Grad von Krankheit bezeichnen wollen. Dabei empfahl er mir dringend, London zu verlassen."

„Sagte er auch, auf wie lange?"

„Er sagte, für immer."

Jane ward unruhig.

„Wie könnte dies geschehen, Edgar?" fragte sie.

„Das weiß ich allerdings selbst nicht. Wenn ich London verlasse, so verlasse ich auch meinen Erwerb. Du weißt nun, weshalb ich beim Thee so in Gedanken versun-

ken war. Als Du mich wieder fortgehen sahest, ging ich zu Freund Allen."

„Und was sagt denn dieser?" fragte Jane begierig.

„O, dieser scheint im Vergleich zu Doctor Carrington die Sache für sehr unerheblich zu halten, dennoch aber stimmte er mit ihm darin überein, daß ich außerhalb London leben müsse."

„Edgar, ich will Dir sagen, was nach meiner Meinung gethan werden muß", sagte Jane nach einer Pause. „Ich habe noch nicht Zeit gehabt, viel darüber nachzudenken, aber ich glaube, es wäre am räthlichsten, wenn Du noch einen Arzt befragtest, einen, der in Lungenkrankheiten ganz besondere Erfahrung hat. Gehe unverweilt, gehe morgen zu ihm. Sagt er, daß Du London verlassen mußt, so müssen wir natürlich fort, gleichviel welches Opfer wir dabei bringen müssen."

Dieser Rath stimmte mit Mr. Halliburton's eigener Meinung überein und er beschloß, demselben zu folgen. Es lebte in ihm die an Gewißheit grenzende Ueberzeugung, daß, möchte er gehen, zu welchem Arzt er wolle, der Ausspruch desselben ganz so lauten würde wie der des Doctor Carrington.

Zu Jane sagte er aber hiervon nichts. Im Gegentheil meinte er, diese im Dienste von Versicherungsgesellschaften stehenden Aerzte seien im Interesse ihrer Auftraggeber allzu vorsichtig und mißtrauisch, und er suchte durch dieselbe Sophistik auch sein eigenes Herz zu täuschen.

„Wirst Du Dich wegen der Versicherung an ein anderes Bureau wenden?" fragte Jane.

„Ich würde es thun, wenn ich nicht glaubte, es sei nutzlos."

„Du glaubst, es werde nutzlos sein?"

„Diese Bureaux haben alle ihre eigenen Aerzte und diese Aerzte nehmen es nach meiner Meinung allzu genau."

„Die Sache ist mit kurzen Worten die, daß, wenn Dir wirklich etwas Ernstes fehlt, kein Bureau Deine Versicherung annehmen wird", sagte Jane. „Ist Dein Uebel aber nur geringfügig oder vorübergehend, so wird man Dich aufnehmen."

„So ist es. O, Jane", setzte er mit einem ununterdrückbaren Ausbruch von Schmerz hinzu, „was gäbe ich nicht darum, wenn ich mein Leben versichert hätte, noch ehe es so weit mit mir gekommen! Die vielen Jahre der Vergangenheit sind ungenutzt dahingegangen, während ich sie doch hätte benutzen können, um Fürsorge für unsere Kinder zu treffen."

Wie viele von uns müssen sich, wenn sie zurückblicken, nicht ebenfalls sagen, daß sie die Jahre ihrer Vergangenheit auf eine oder die andere Weise haben ungenutzt vorübergehen lassen.

Welch eine schlaflose Nacht war ihm und seiner Gattin beschieden! Beide standen am Morgen auf, ohne die für den Tag nothwendige Stärkung und Erfrischung gefunden zu haben.

„Zu welchem Arzte wirst Du gehen?" fragte Jane, während sie sich ankleidete.

„Ich habe an Doctor Arnold in Finsbury-Square gedacht", antwortete er.

„Ja, Du könntest zu keinem bessern gehen. Willst Du mir erlauben, Dich zu begleiten, Edgar?"

„Nein, nein, Jane. Deine Begleitung könnte mir nichts nützen. Du könntest doch nicht mit mir in das Zimmer gehen."

Sie sah ein, daß dieser Einwand gegründet war.

„Es wird mir mittlerweile so ängstlich zu Muthe sein", sagte sie leise.

Er lachte; er bemühte sich, die Sache von der leichten Seite zu nehmen, um Jane's Befürchtungen zu beschwichtigen.

„Liebes Weib", sagte er, „ich komme sofort wieder nach Hause, um Dir zu rapportiren. Ich werde mir die Siebenmeilenstiefeln des Riesentödters in dem Märchenbuche der Kinder borgen, um desto schneller wieder hier zu sein."

„Du weißt aber, daß ich mich wirklich ängsten werde", wiederholte sie ein wenig verletzt.

„Jane", sagte er und sein Ton änderte sich, „ich sehe, daß Du Dich jetzt schon mehr ängstigst, als gut für Dich ist. Das solltest Du nicht thun."

„Ich wollte, ich könnte mitgehen. Ich wollte, ich könnte ebenso wie Du Doctor Arnold's Meinung aus seinem eigenen Munde hören!" antwortete sie.

„Ich werde sie Dir treulich berichten", sagte Mr. Haliburton.

„Treulich — Wort für Wort — versprichst Du mir das bei Deiner Ehre?"

„Ja, Jane, ich verspreche es Dir. Gute Nachrichten werde ich Dir nur zu gern überbringen, und wäre es auch das Schlimmste, so mußt Du es doch ebenfalls erfahren."

„Du mußt aber vor zehn Uhr schon dort sein", bemerkte sie. „Außerdem wirst Du ihn kaum noch zu Hause antreffen."

„Bis um neun Uhr bin ich dort, Jane. Wollte ich mir später die Zeit nehmen, so würde ich dadurch in meinem Tagewerk gestört werden."

Ein Gedanke durchzuckte Jane's Gemüth — wenn der Ausspruch des Arztes ungünstig lautete, was ward dann aus dem Tagewerk ihres Gatten überhaupt? Sie sprach sich jedoch für jetzt weiter nicht darüber aus.

„O Papa", rief die kleine Jane beim Frühstück, „war es gestern Abend nicht ganz herrlich? Hast Du Dich jemals schon so gut amüsirt?"

„Wenigstens hoffe ich, daß Du Dich gut amüsirt hast, mein Töchterchen", antwortete er in freundlichem Tone.

„Ja, das habe ich auch. Alice Harrey's Geburtstag ist nächsten Sommer und sie sagt, ihre Mama werde für sie auch ein kleines Fest veranstalten. Mama!" rief sie, indem sie sich nach Mistreß Halliburton herumdrehte.

„Was willst Du, Jane?"

„Wirst Du mir dazu ein neues Kleidchen machen lassen? Wie Du weißt, habe ich das meinige gestern Abend zerrissen."

„Alles mit der Zeit, Jane. Wir wissen nicht, wo wir alle bis dahin sein werden."

Sie wußten es allerdings nicht. Mistreß Halliburton's Gemüth füllte sich immer mehr mit bangen Ahnungen. Das der Kinder noch nicht. Diese blieben noch verschont.

„Wundere Dich nicht, wenn Du mich an Doctor Ar-

nold's Thür auf Dich warten siehst", sagte Jane leise zu ihrem Gatten, als er sich anschickte, fortzugehen.

„Aber warum willst Du es thun, Jane?" fragte er. „Ich würde dies für sehr thöricht von Dir halten. Ich muß gestehen, so sonderbar bist Du mir noch gar nicht vorgekommen."

Dies war wohl möglich. Wann wäre auch wohl vorher ein solcher Grund zu Aufregung und Befürchtung vorhanden gewesen?

Jane sah ihm nach, als er ging. So ruhig sie auch äußerlich zu bleiben wußte, so befand sie sich doch in einem höchst unruhigen, nervösen Zustande. Ein krankhaftes Gefühl von Schwäche bemächtigte sich ihrer, eine drückende Empfindung von Furcht und Ungewißheit, und sie war kaum im Stande, dagegen anzukämpfen. Du, lieber Leser, hast vielleicht bei der gefürchteten Annäherung irgend eines großen Unheils dasselbe gefühlt.

Mistreß Halliburton unterrichtete ihr Töchterchen selbst, ohne sie in eine Schule zu schicken. Blos für den Musikunterricht ward ein Lehrer gehalten. Die Kleine legte demgemäß, sobald das Frühstück vorüber und ihr Vater fort war, ihre Bücher zurecht und war nicht wenig überrascht, als sie ihre Mutter zum Ausgehen angekleidet ins Zimmer treten sah.

„Mama, willst Du ausgehen?" fragte die Kleine.

„Ich werde sehr bald wiederkommen."

„O, nimm mich mit! nimm mich mit!"

„Heute morgen nicht, liebes Kind. Du hast ohnehin genug mit Ausarbeitung der Aufgabe zu thun, die Du gestern Abend nicht ausarbeiten konntest."



„Ja, das werde ich auch thun“, sagte die Kleine. „Ich dachte, es hätte noch Zeit.“

Es war für Jane beinahe unmöglich, in ihrem gegenwärtigen Zustande von Aufregung zu Hause zu bleiben. Sie wußte, daß es wirklich thöricht erscheinen mußte, wenn sie so hinter ihrem Gatten herlief, aber irgendwohin mußte sie gehen, und wie hätte sie einen andern Weg nehmen können, als den, welchen er eingeschlagen? Es war eine tüchtige Strecke bis Finsbury — wenigstens eine halbe Stunde zu gehen. Sollte sie gehen oder nicht? fragte sie sich, als sie die Schwelle des Hauses überschritt. Sie begann zu glauben, sie hätte zu Hause bleiben können, wenn sie gehörige Herrschaft über sich selbst geübt hätte. Sie hatte große Lust wieder umzukehren und fing schon an, zögernd und langsam zu gehen, als sie Mr. Allen am Fenster seines Patientenzimmers erblickte.

Sofort fühlte sie sich versucht, zu ihm hinzugehen und ihn um seine Meinung wegen ihres Gatten zu fragen. Sie öffnete die Thür und trat ein. Der Arzt war eben mit Pillenmachen beschäftigt.

„Sie sind ja schon sehr zeitig auf den Füßen, Mistreß Halliburton!“ sagte er.

„Ja“, antwortete sie. „Mein Mann ist nach Finsbury-Square, um Doctor Arnold zu sprechen, und ich — halten Sie ihn für sehr krank, Mr. Allen?“ fragte sie, sich selbst unterbrechend.

„Ich nicht. Carrington — wissen Sie, daß er bei Doctor Carrington gewesen ist?“ fragte Mr. Allen und fürchtete beinahe, ein Geheimniß verrathen zu haben.

„Ich weiß Alles. Ich weiß, was Doctor Carrington gesagt hat. Glauben Sie, daß er sich geirrt habe?"

„Gewissermaßen — ja. Daß Mr. Halliburton's Lunge angegriffen ist, darüber besteht kein Zweifel, aber ich glaube nicht, daß das Uebel schon so weit vorgeschritten ist, wie Doctor Carrington anzunehmen scheint."

„Dieser glaubt also, daß das Uebel schon weit vorgeschritten sei?" wiederholte sie hastig, während ihr Herz rascher zu schlagen begann.

„Nun, sagten Sie nicht, Sie wüßten schon alles, was er gesagt hat, Mistreß Halliburton?"

„Allerdings weiß ich es. Es ist wohl möglich, daß mein Edgar mir nicht das Allerschlimmste gesagt hat, was Doctor Carrington ihm mitgetheilt, aber er hat mir vollkommen genug gesagt. Mr. Allen, sagen Sie mir: Glauben Sie, daß er Aussicht auf Wiedergenesung habe?"

„Ja wohl, glaube ich das", entgegnete der Arzt mit Wärme. „Die allergegründetste Aussicht hat er. Ich sehe durchaus keinen Grund, warum er nicht ebenso wie jetzt noch jahrelang leben sollte, dafern er sich nur gut hält und in Acht nimmt. Wie ich höre, hat Doctor Carrington ihm dringend gerathen, aufs Land zu ziehen; er hat sogar gesagt, es sei dies für ihn die einzige Möglichkeit, sein Leben zu erhalten, und hierin ist er, glaube ich, abermals zu weit gegangen, obschon die Landluft Ihrem Gatten Dienste leisten wird, welche die Luft von London ihm niemals leisten kann."

„Sie meinen also auch, er solle aufs Land ziehen?" fragte sie, ohne den Schrecken zu verrathen, den die unvor-

sichtigen Worte: „die einzige Möglichkeit, sein Leben zu erhalten", ihr eingejagt hatten.

„Allerdings", antwortete Mr. Allen. „Wenn es ihm möglich ist, sich so einzurichten, daß er hier wegkommen kann, so würde ich sagen: Lassen Sie ihn auf alle Fälle ziehen."

„Wenn es wesentlich ist, so muß es geschehen, Mr. Allen."

„Nach meinem Dafürhalten muß es geschehen. Ich selbst habe schon oft zu ihm gesagt: ‚Es ist schade, daß Sie in dieser dicken Luft von London bleiben müssen.' Der Nebel schadet ihm und der Rauch schadet ihm — die ganze Luft ist ihm nicht zuträglich und ich wundere mich blos, daß er die nachtheiligen Wirkungen nicht schon früher gespürt hat. Es ist ganz so, wie Doctor Carrington gesagt hat: Es gibt gewisse Constitutionen, die einmal nicht hier gedeihen."

Mistreß Halliburton erhob sich seufzend.

„Ich freue mich, daß Sie von seinem Zustande keine so ganz ungünstige Meinung haben", flüsterte sie.

„Ich habe gar keine ungünstige Meinung davon", sagte der Arzt. „Ich gestehe allerdings, daß er nicht sehr kräftig ist und daß er sich in Acht nehmen muß. Die reine Luft des Landes und Erholung von einem Theile seiner angreifendsten Arbeit kann Wunder für ihn wirken. Wenn ich Ihnen einen guten Rath geben soll, so sage ich: Lassen Sie keine pecuniären Rücksichten ihn hier zurückhalten. Dieser Rath ist übrigens ein ganz uneigennütziger, Mistreß Halliburton", setzte der Arzt lachend hinzu, „denn wenn ich Sie

verliere, so büße ich nicht blos Patienten, sondern auch Freunde ein."

Jane entfernte sich. Die ominösen Worte: „die einzige Möglichkeit, sein Leben zu erhalten", klangen fortwährend in ihren Ohren. Sie bot ihre ganze Selbstbeherrschung auf und ging ihrem Gatten nicht entgegen. Sie kehrte nach Hause zurück, kleidete sich um und widmete Jane's Lectionen so viel Aufmerksamkeit als möglich.

Aber kaum zu ertragen war die Ungewißheit, von welcher sie gepeinigt ward, und fortwährend warf sie einen Blick durch das Fenster, um ihren Gatten kommen zu sehen. Endlich stand sie auf und stellte sich an das Fenster.

Es dauerte auch nicht lange, so sah sie ihn von weitem kommen. Gern wäre sie ihm entgegengeflogen, um zu fragen: Welche Meldung bringst Du? aber sie that es nicht. Sie faßte sich in Geduld, und als er zur Hausthür hereintrat, verließ sie das Zimmer, in welchem sie jetzt war, und ging mit ihm in das Gesellschaftszimmer. Ihr Gesicht war todtenbleich.

Er sah, wie aufgeregt und unruhig sie war, wie sehr sie sich auch bemühte, ruhig zu erscheinen. Lächelnd stand er vor ihr und sah sie an.

„Na, Jane", begann er, „die Sache ist nicht so gar entsetzlich."

Die Röthe stieg ihr ins Gesicht und ihr Herz pochte schneller.

„Was sagt Doctor Arnold?" fragte sie. „Du weißt, Edgar, daß Du mir versprochen hast, mir die ungeschminkte Wahrheit zu sagen."

„Die sollst Du auch hören, Jane. Doctor Arnold's

Meinung von mir ist nicht ungünstig. Daß meine Lunge bis zu einem gewissen Grade angegriffen ist, läßt sich nicht leugnen, und er glaubt, daß dies schon seit einiger Zeit der Fall sei. Dennoch aber sieht er nichts, was auf unmittelbare Lebensgefahr schließen ließe. Er glaubt, daß ich noch ein ganz alter Mann werden könne."

Jane athmete freier auf und ein stummes Dankgebet stieg aus ihrem Herzen zum Himmel empor.

„Bei geeigneter Lebensweise — und er hat mir in dieser Beziehung gewisse Vorschriften mitgetheilt — bei reiner Luft und warmem Sonnenschein habe ich nach seiner Ansicht im Grunde genommen sehr wenig zu fürchten. Ich sagte Dir gleich, Jane, daß diese Versicherungsärzte gern übertreiben."

„Doctor Arnold empfiehlt also auch den Aufenthalt auf dem Lande?" bemerkte Jane, ohne auf die letzten Worte ihres Gatten zu achten.

„Sehr dringend, beinahe ebenso dringend wie Doctor Carrington."

Jane hob ihre Augen zu dem Antlitz ihres Gatten empor.

„Doctor Carrington sagte, wie Du weißt, es sei dies die einzige Möglichkeit, Dein Leben zu erhalten", sagte sie.

„Na, ganz so schlimm lautete es nicht, Jane", entgegnete er und glaubte, er selbst müsse diese Bemerkung sich haben entschlüpfen lassen, und wunderte sich, daß ihm so etwas hatte passiren können. „Doctor Carrington sagte blos, wenn ich in London bliebe, so handle es sich für mich um Tod und Leben."

„Das ist ja aber ganz dasselbe, Edgar. Es fragt sich

daher: Was ist zu thun? Natürlich bleibt uns keine andere Wahl. Auf das Land müssen wir. Die Frage ist blos noch: wohin?"

„Ja, das ist die Frage", antwortete er. „Nicht blos wohin, sondern auch, was ich dort beginnen soll. Ich kann nicht ohne weiteres meinen Wohnsitz an einem fremden Orte nehmen und erwarten, daß ich gleich wieder Schüler finde. Doch jetzt habe ich keine Zeit, darüber zu sprechen. Denke nur, es ist halb elf!"

Mr. Halliburton ging wieder fort und Jane blieb, ohne sich zu rühren, auf ihrem Stuhle sitzen. Hundert verschiedene Pläne und Entwürfe waren bereits in ihrem Gehirn thätig.



Neuntes Kapitel.

Man sucht eine neue Heimat.

Die Pläne und Gedanken fuhren tagelang fort, in Mistreß Halliburton's Gehirn thätig zu sein. Manche eifrige Berathung hielt sie mit ihrem Gatten über die Frage, wohin sie ziehen und was sie dort vornehmen sollten.

Daß es nothwendig war, etwas zu thun und zwar bald, dies bewiesen die Ereignisse, abgesehen von dem, was die Aerzte gesagt hatten.

Ehe noch ein Monat vergangen war, hatte Mr. Halliburton's Zustand sich so verschlimmert, daß er seinen Posten am königlichen Colleg aufgeben mußte. Sein und seiner Gattin hoffnungsvolles Gemüth glaubte aber, der Aufenthalt in der Provinz werde alle Uebel heilen, und sie hatten sich bereits gewöhnt, demselben mit Enthusiasmus entgegenzusehen.

Was die fernerweite Beschäftigung betraf, so drehten sich Mr. Halliburton's Gedanken natürlich um Fortsetzung seiner Lehrerthätigkeit. Eine andere kannte er nicht. Ganz



England stand ihm offen und er glaubte, er werde sein Brot überall finden, möchte er gehen, wohin er wolle. Solche Zeugnisse, wie er aufzuweisen hatte, waren nicht alle Tage zu finden. Seine Cousine Julie war an einen Mann verheirathet, der, wie Mr. Halliburton gehört, einigen Einfluß in der Stadt besaß, in welcher sie wohnten und welche die Hauptstadt einer der Binnengrafschaften war. Er hatte deshalb schon mehr als einmal daran gedacht, ob es nicht gut sein würde, wenn er diese Stadt zu seinem künftigen Aufenthaltsort wählte.

„Meine Verwandten könnten mich im Kreise ihrer Bekannten empfehlen, siehst Du, Jane", bemerkte er zu seiner Gattin, als sie eines Abends, nachdem die Kinder zu Bett waren, noch beisammen saßen; „nicht als ob ich meine Cousine Julie gern um eine Gefälligkeit bäte."

„Warum nicht?" fragte Jane.

„Weil sie nicht zu der Zahl der Personen gehört, die man gern um Gefälligkeiten bittet. Es sind jetzt allerdings viele Jahre her, seitdem ich sie das letzte Mal gesehen, aber ich weiß dies noch recht wohl. Ein anderer Grund, weshalb ich mich dort niederlassen möchte, ist, weil diese Stadt eine Kathedrale hat. In solchen Städten wohnen allemal mehrere höhere Geistliche, die Gelehrsamkeit wird dort geachtet und steht in Ansehen, sollte dies auch nirgends anderswo der Fall sein. Demzufolge gibt es dort ein Feld für den Unterricht in den alten Sprachen."

Jane glaubte, dieser Grund sei ein stichhaltiger.

„Uebrigens kommt hierzu auch noch ein Umstand", fuhr Mr. Halliburton fort. „Besinnst Du Dich noch auf Peach?"

„Peach! Peach!" wiederholte Jane, als ob sie sich dieses Namens nicht entsinnen könnte.

„So hieß ja der junge Mensch, den ich für sein Examen einzupauken hatte und der mir so viel Mühe machte. Ohne mich wäre er zum zweiten Male ebenso durchgefallen wie beim ersten. Du mußt Dich doch seiner entsinnen, Jane! Er hat ja hier oft Thee mit uns getrunken."

„Ach ja, jetzt besinne ich mich auf ihn! Charles Peach hieß er."

„Nun, dieser ist kürzlich zum Untercanonicus an der dortigen Kathedrale ernannt worden," hob Mr. Halliburton wieder an. „Doctor Jacobs erzählte es mir neulich. Ich bin überzeugt, daß Peach gern bereit sein wird, in meinem Interesse zu sprechen und mich nach Kräften zu empfehlen. Dies ist ein fernerweiter Grund, aus welchem ich Lust hätte, dorthin zu gehen."

„Die Stadt ist doch auch eine der Gesundheit zuträgliche?"

„Ja wohl, sie liegt in einer der reizendsten Gegenden, die wir in England haben. Von Londoner Nebel oder Rauch ist dort keine Rede."

„Nun dann, Edgar, wollen wir uns dafür entscheiden."

„Ja, ich meine es auch, dafern wir nämlich nicht von einem Orte hören, der uns noch bessere Aussichten bietet. Wir müssen womöglich bis Johannis oder doch nicht viel später unsern Umzug bewirken. Es wird keine kleine Aufgabe sein."

„Ach ja, was für Mühe wird uns nicht schon das Einpacken der Möbel machen!" rief Jane.



„Das Einpacken der Möbel, Jane? Die Möbel müssen wir verkaufen."

„Verkaufen!" wiederholte sie entsetzt.

„Liebes Kind, die Möbel mitzunehmen, wäre durchaus nicht räthlich. Der Transport würde fast ebensoviel kosten, als sie werth sind. Auch wissen wir nicht, wie lange sie unterwegs oder welchen Beschädigungen sie ausgesetzt sein werden. Der Transport wird hauptsächlich zu Wasser geschehen müssen."

„Zu Wasser!" rief Mistreß Halliburton.

„Ich glaube es. Per Achse würde er zu hoch zu stehen kommen. Die meisten schweren Güter werden zu Wasser nach den Ortschaften des Binnenlandes transportirt. Unsere Möbel sind übrigens größtentheils alt, Jane, und würden den Transport kaum aushalten. Bedenke doch, wie lange sie schon Deine Aeltern im Gebrauch hatten."

„Aber wo sollen wir dann Möbel herbekommen, wenn wir dort sind?" fragte Jane.

„Wir müssen von dem Gelde, welches wir aus dem Verkauf der alten lösen, neue kaufen. Ich habe viel darüber nachgedacht und glaube, es ist das Beste. Indessen, wenn Dir diese alten Möbel ans Herz gewachsen sind, so müssen wir sie mitnehmen."

Jane schaute sich im Zimmer um. Die alten abgenutzten Möbel waren ihr wirklich ans Herz gewachsen, aber sie wußte, wie alt dieselben waren, und war stets bereit, zu thun, was sie als das Beste erkannte. Sie sah zugleich im Geiste ein Zimmer voll frischer, sauberer, blanker Möbel, und diese Vision äußerte eine angenehme Wirkung auf sie.



„Allerdings würde das Einpacken und Transportiren große Mühe machen", gab sie zu. „Viele davon sind nicht einmal diese Mühe werth."

„Uebrigens ist unser jetziges Meublement für unser künftiges Bedürfniß auch zu groß", hob Mr. Halliburton wieder an. „Wohin wir auch gehen mögen, so müssen wir uns mit einem kleinen Hause begnügen, wenigstens anfangs. Es wird indeß zur Feststellung dieser Einzelheiten Zeit genug sein, Jane, wenn wir uns erst über den Ort unserer künftigen Bestimmung definitiv entschieden haben."

„Ach, Edgar, wie leid wird es mir thun, die Knaben aus dem königlichen Colleg wegnehmen zu müssen!"

„Jane", sagte er, während ein Ausdruck unbeschreiblichen Schmerzes über sein Gesicht zuckte, „es sind mit unserm Umzuge so viel Dinge verknüpft, die mich beunruhigen, daß ich keine andere Rettung davor sehe, als nicht daran zu denken. Oft bin ich nahe daran, zu murren, und fühle mich versucht, das Schicksal zu fragen, warum uns dieses Leiden geschickt worden. Es ist aber einmal Gottes Wille, und meine Pflicht ist, mich so geduldig, wie ich kann, darein zu fügen."

Auch Jane's Pflicht war es, und sie wußte es, indem sie ihre Hand an ihre müde Stirn legte. Eine müde, müde Stirn war es hinfort, die Stirn der armen Jane Halliburton.

Zehntes Kapitel.

Ein Sterbebett.

In einem schönen Zimmer eines schönen Hauses in Birmingham lag ein alter Mann im Sterben. Er war den größten Theil seines Lebens hindurch mit ausgedehnten Handelsoperationen beschäftigt gewesen, hatte in seiner Stadt bedeutendes Ansehen erlangt und einen ziemlichen Reichthum erworben. Aber weder Reichthum noch Ansehen können den Frieden eines Sterbebettes sichern — der alte Mann lag auf dem seinigen und stöhnte über die Vergangenheit.

Die Jahreszeit war Mitte des Winters, nicht des Winters, der auf den beabsichtigten Wegzug Mr. Halliburton's von London folgte, sondern des vorhergehenden, denn wir müssen den Leser in der Zeit ein wenig zurückführen.

Ein kalter, weißer Tag war es im Januar, und das Feuer prasselte hoch aufgethürmt in dem Krankenzimmer, und die großen Schneeflocken thürmten sich draußen an den Rahmen der Fenster empor und schlugen gegen die Glasscheiben.

Das Zimmer war mit jeder Bequemlichkeit ausgestattet, welche der wählerischste Kranke wünschen konnte, und dennoch, sage ich, schien nichts dem hier liegenden Kranken Trost und Frieden zu bringen. Seine Hände ballten sich krampfhaft, wie im Todeskampfe, und seine Augen schienen dem Fallen des wirbelnden Schnees zuzusehen. Aber die Augen sahen es nicht; sie waren in der Wirklichkeit dem zugewendet, wo sein Geist weilte — der Vergangenheit.

Was konnte ihn jetzt so beunruhigen? Vielleicht der Verlust, durch welchen vor nur erst zwei Jahren die eine Hälfte seiner Ersparnisse verschlungen worden? Schwerlich. Ein Sterbender — und er wußte, daß er ein solcher war — hätte höchst wahrscheinlich über einen solchen Verlust jetzt nicht geseufzt. Es war ihm an Geld und Geldeswerth immer noch genug geblieben, und er hatte weder Sohn noch Tochter, die ihn beerbt hätten. — Horch, was murmelt er zwischen seinen vertrockneten Lippen, während er die geballten Fäuste dazu bewegt?

„Nun sehe ich es ein. Solange wir von Gesundheit und Körperkraft aufrecht erhalten werden, sind wir hart, selbstsüchtig und starrköpfig in unserer Bosheit. Wenn aber der Tod kommt, dann erwachen wir zu unserm Irrthum, und der Tod ist zu mir gekommen und ich bin zu dem meinigen erwacht. Warum verstieß ich ihn? Er hatte keinen Menschen auf der Welt als mich, und ich trieb ihn hinaus, um sich selbst weiter fortzuhelfen oder unterzugehen. Er war das einzige Kind meiner Schwester und sie lebte nicht mehr. Wir waren Kinder eines Vaters und einer Mutter, wir theilten als Kinder dieselben Mahlzeiten, dieselbe Heimat, dieselben Spiele, dieselben Hoffnungen.

Sie schrieb an mich, als sie im Sterben lag, wie jetzt ich im Sterben liege: ‚Richard, sollte mein armer Knabe seinen Vater verlieren, — denn die Gesundheit meines Gatten scheint sehr schwächlich zu sein — dann sei Du sein Freund und Beschützer um Helenens willen, und der Himmel wird Dich dafür segnen‘. Und ich spottete dieser feierlichen Bitte, als der Knabe nicht meinen Willen thun wollte und verstieß ihn. Werde ich dafür Rede stehen müssen?“

Diese letzten Angstworte des Zweifels wurden hörbarer gesprochen als die vorhergehenden und entschlüpften den Lippen des Sterbenden mit einem Stöhnen des Schmerzes.

Eine Frau, welche schlummernd am Feuer saß, fuhr empor.

„Haben Sie gerufen, Sir?“

„Nein. Geht hinaus und verlaßt mich.“

„Aber —“

„Geht hinaus und verlaßt mich!“ wiederholte er mit einem Ausdruck von Zorn, der in seinen Umständen sehr ungeeignet erscheinen mußte.

Die Frau stand im Begriff, das Zimmer zu verlassen, er haschte aber nach dem Bettvorhang und rief sie zurück.

„Sind sie noch nicht da?“ fragte er.

„Nein, noch nicht, Sir. Bei diesem schweren Schneefall ist es aber auch fast nicht zu verwundern. Die Straßen müssen fast nicht zu passiren sein. Wäre das Schneewetter nicht, so könnten sie natürlich schon seit mehreren Stunden hier sein.“

Mit diesen Worten ging die Frau hinaus. Er sank wieder auf seinen Pfühl zurück. Seine Augen standen

weit geöffnet, hatten aber immer noch denselben träumerischen Ausdruck.

Du wirst neugierig sein, lieber Leser, wer dieser Sterbende ist, obwohl Du es vielleicht schon errathen hast, denn Du hast ihn schon früher als Mr. Cooper nennen hören — den Onkel, der seinen Neffen Edgar Halliburton verstieß.

Ich muß hier noch einige erläuternde Worte in Bezug auf die Vergangenheit hinzufügen.

Richard Cooper war das älteste von drei Kindern. Die andern waren ein Bruder und eine Schwester — Richard, Alfred und Helene hießen die drei. Alfred und Helene heiratheten beide; Richard blieb unvermählt.

Es war eigenthümlich, daß der Bruder und die Schwester beide starben und jedes eine Waise hinterließen und daß diese beiden Waisen eine zweite Heimat im Hause ihres Onkels Richard fanden.

Julie Cooper, die Waise des Bruders, war die erste, welche hierher kam und zwar lange vor Edgar Halliburton. Helene hatte den wohlehrwürdigen William Halliburton geheirathet und starb in dem Pfarrhause in Devonshire, nachdem sie ihrem Bruder Richard die inständige Bitte ans Herz gelegt, von welcher wir ihn vorhin haben sprechen hören. Es dauerte nicht lange, so starb ihr Gatte, der Rector, ebenfalls, und nun kam Edgar in das Haus seines Onkels Richard.

Es schien für diese beiden verwaisten Kinder ein Glück zu sein, daß ihr Onkel nicht geheirathet hatte und im Stande war, ihnen eine gute Aufnahme in seinem Hause zu gewähren.



Und sie hatten es auch wirklich gut bei ihm. Julie verließ sein Haus zuerst wieder, um einen gewissen Anthony Dare zu heirathen, der als Sachwalter in einer fernen Stadt eine ausgedehnte Praxis betrieb. Sie heirathete ihn sehr bald, nachdem ihr Cousin Edgar in das Haus ihres Onkels gekommen war, und es war daher schon einige Zeit seit Juliens Verheirathung vergangen, als Edgar von seinem Onkel wieder verstoßen ward.

Seitdem waren viele, viele Jahre verflossen, und jetzt lag Richard Cooper hier, dem Tode nahe und die Härte bereuend, die er während dieser ganzen langen Jahre weder bereut noch gutzumachen gesucht hatte.

Ach, meine Freunde, was wir auch immer auf dem Gewissen haben mögen und wie sehr es uns auch während unsers geschäftigen Lebens gelungen sein mag, die Erinnerung daran fern zu halten, seid versichert, daß es auf unserem Sterbebett uns noch heimsuchen wird!

Richard Cooper sank auf seinen Pfühl zurück und seine Augen standen vor innerer Angst und Unruhe weit offen.

„Wer weiß, ob es nicht vielleicht jetzt noch Zeit wäre“, murmelte er plötzlich.

Und dieser Gedanke schien sein Gemüth aufzuregen und seine Wangen zu röthen, und er hob die Hand empor und faßte die Klingelschnur und läutete so heftig, daß zwei Dienerinnen auf einmal ins Zimmer stürzten.

„Gehe eine von Euch sogleich zu dem Advocat Weston“, rief er. „Bringt ihn gleich mit hierher. Sagt ihm, ich wolle mein Testament ändern — es sei vielleicht noch Zeit dazu. Schickt nicht jemand anders — gehe eine von Euch

selbst!“ wiederholte er in angstvoll bittendem Tone. „Bringt ihn mit! bringt ihn augenblicklich mit!“

Als der Widerhall seiner Stimme erstarb, ward laut an die Hausthür gepocht, als ob plötzlich jemand angekommen wäre.

„Sir“, rief eine der Dienerin, „da kommen sie endlich! Es war mir wohl, als hörte ich einen Wagen im Schneegestöber vorfahren.“

„Wer ist da?“ fragte er in einiger Verwirrung der Gedanken. „Weston?“

„Nein, Weston nicht, Mr. und Mistreß Dare sind es“, entgegnete die Dienerin, indem sie hinauseilte.

Vor der Thür hielt ein Wagen, aus welchem ein Herr und eine Dame stiegen. Der Herr war lang, sehr lang, mit schönen Gesichtszügen, die aber einen etwas unangenehmen, freien Ausdruck hatten. Die Dame war auch lang, stark und schön und ihre kleine Stumpfnase hatte etwas Gebieterisches.

„Kommen wir noch Zeit genug?“ fragte sie die Dienerin.

„Es ist gerade die höchste Zeit, Madame“, war die Antwort. „Er ist seit einer Stunde auf einmal sehr unruhig geworden. Die Aerzte sagten gleich, daß es so kommen, daß er nicht bis zum letzten Augenblick in seinem Stumpfsinn verharren würde.“

Die Ankommenden begaben sich sofort in das Zimmer des Kranken. Jeder Sinn des Sterbenden schien jetzt wieder zu seiner ganzen frühern Schärfe erwacht zu sein. Seine Hände hielten den Vorhang zurück und seine Augen waren begierig auf den Eingang des Zimmers geheftet.

„Wo bleibt Ihr so lange?“ rief er mit so starker Stimme, daß die Eintretenden dadurch nicht wenig überrascht wurden.

„Lieber Onkel“, sagte Mistreß Dare, indem sie sich über das Bett neigte und die matten Hände faßte, „wir haben uns, als wir den Brief erhielten, unverweilt aufgemacht. Aber wir kamen nur mit vieler Mühe vorwärts — die Straßen sind fast nicht zu passiren.“

„Sir“, flüsterte eine der Dienerinnen dem Kranken ins Ohr, „sollen wir nun noch zu Mr. Weston gehen?“

„Nein, nun ist es nicht nöthig“, lautete die sofortige Antwort. „Anthony Dare, Du bist auch Jurist“, fuhr Mr. Cooper fort. „Du wirst das, was ich wünsche, ebenso gut besorgen als ein Anderer. Willst Du es thun?“

„Ja wohl, recht gern, lieber Onkel“, antwortete Mr. Dare.

„Nun, dann setze Dich; Julie, setze Dich auch. Ihr seid wahrscheinlich hungrig und durstig nach Eurer Reise, aber Ihr müßt warten. Bei Euch geht das Leben nicht zur Neige, wie bei mir. Wir wollen diese Sache in Ordnung bringen, damit mein Gemüth insoweit zur Ruhe kommt; dann könnt Ihr essen und trinken, soviel mein Haus zu liefern vermag. Es geht mit mir zu Ende, Anthony Dare.“

Mistreß Dare legte einige ihrer äußern Hüllen ab und flüsterte mit der Dienerin an dem äußersten Ende des geräumigen Zimmers; Mr. Dare aber, welcher seinen Ueberrock und Hut in der Hausflur abgelegt hatte, blieb an dem Bett des Kranken stehen.

„Es thut mir leid, dies zu hören, lieber Onkel“, sagte

er, zur Antwort auf Mr. Cooper's letzte Worte. „Können die Aerzte Dir denn keine Linderung schaffen?"

„Ach, es sind Qualen des Geistes, an welchen ich leide, nicht Qualen des Körpers. Dieser Schmerz ist für mich vorüber. Ich hätte schon früher nach Euch geschickt, aber bis gestern glaubte ich nicht, daß mein Ende so nahe bevorstände. Ach, möge sich doch niemand einer Ungerechtigkeit schuldig machen!" rief der Kranke heftig. „Möge doch jeder bedenken, daß jedes Unrecht ihn noch auf seinem Sterbebette peinigen wird!"

„Was kann ich für Dich thun, lieber Onkel?" fragte Mr. Dare.

„Wenn Du jenes Bureau öffnen willst, so wirst Du darin Feder, Tinte und Papier finden. Julie, komm her und siehe zu, daß wir allein sind."

Die Dienerin verließ das Zimmer und Mistreß Dare näherte sich, nachdem sie sich ihrer Mäntel entledigt. Sie trug ein schönes dunkelblaues Atlaskleid — es war damals die Mode so — mit kostbaren weißen Spitzen besetzt, eine schwere goldne Kette und einen Schmuck von in Gold gefaßten Amethysten. Der Schmuck war ein durchaus echter, dennoch aber schien das ganze Costüm hier in einem Sterbezimmer nicht am rechten Orte zu sein.

Der Nachmittag nahte seinem Ende, und in Folge dieses Umstandes und der dicken Atmosphäre draußen war das Zimmer ziemlich dunkel. Mr. Dare legte die Schreibmaterialien auf einen kleinen runden Tisch dicht neben dem Bett zurecht und schaute dann nach dem ziemlich weit entfernten Fenster.

„Ich fürchte, ich werde ohne Licht nicht sehen können, lieber Onkel", sagte er.

„Laß welches bringen, Julie", sagte der Kranke.

Es ward eine Lampe gebracht und auf den Tisch so gesetzt, daß ihre Strahlen nicht die Augen blenden konnten, welche sich sobald allem irdischen Licht schließen sollten. Mr. Dare wartete mit der Feder in der Hand.

„Ich bin hart und halsstarrig gewesen", begann Mr. Cooper, indem er seine zitternden Hände aufhob. „Ich bin verstockt, egoistisch und ungerecht gewesen und dies beunruhigt mich jetzt."

„Aber gegen wen denn, lieber Onkel?" unterbrach ihn Mistreß Dare in sanftem Tone.

Wir wollen hierbei bemerken, daß, so oft Mistreß Dare in sanftem, freundlichem Tone zu sprechen suchte, dies für das Ohr Anderer allemal sehr unnatürlich klang.

„Gegen wen, fragst Du? — Gegen wen sonst, als gegen Edgar Halliburton!" rief Mr. Cooper, indem ihm der Schweiß in dicken Tropfen auf die Stirn trat. „Indem Edgar den ihm von seinem Vater vorgezeichneten Beruf zu wählen wünschte, that er blos seine Pflicht, und von dieser Seite hätte ich die Sache betrachten sollen, aber ich war halsstarrig und stolz. Es war von mir sehr unrecht, daß ich ihn verstieß, und ebenso unrecht, daß ich auch später alle seine Versuche, sich wieder mit mir auszusöhnen, zurückwies. Hörst Du mich, Anthony Dare?"

„Ja wohl, lieber Onkel, ich höre Dich."

„Julie, ich sage, es war für mich kein Grund vorhanden, ihn zu verstoßen, und ebenso wenig war für mich Grund vorhanden, ihn von mir fern zu halten. Ich habe seine

Versuche zu einer Aussöhnung zurückgewiesen, ich habe seine Briefe uneröffnet zurückgesendet, ich habe ihm Verachtung und Trotz entgegengesetzt. Als ich hörte, daß er geheirathet habe, warf ich ihm harte Worte zu, weil er mich nicht um meine Einwilligung gefragt, obschon ich recht wohl wußte, daß ich es ihm unmöglich gemacht, mich darum zu bitten, da ich alle Eröffnungen, allen Verkehr zurückgewiesen. Ich warf in meinen Gedanken auch seinem Weibe harte Worte zu, obschon ich sie nicht kannte. Jetzt aber sehe ich meinen Irrthum ein. Verstehst Du mich, Julie? Verstehst Du mich, Anthony Dare?"

„Wünschest Du vielleicht, daß wir ihn rufen lassen, lieber Onkel?" unterstellte Mr. Dare.

„Dazu ist es nun zu spät. Er könnte nicht noch zeitig genug hier sein. Auch weiß ich nicht, wo er in London wohnt, oder wie seine Adresse lautet. — Weißt Du es vielleicht?" setzte er hinzu, indem er seine Nichte ansah.

„O nein!" antwortete sie, indem sie leicht und verächtlich die Achseln zuckte, wie um anzudeuten, daß es unter ihrer Würde sei, die Adresse ihres Cousins Edgar zu kennen.

„Nein, er könnte nicht Zeit genug hier sein", wiederholte der Sterbende, während Mistreß Dare ihm den Schweiß abtrocknete, der sich auf seiner bleichen, runzligen Stirn gesammelt hatte.

„Julie! Anthony!"

„Was wünschest Du, lieber Onkel?"

„Ich wünsche, daß Ihr beide mich anhört. Ich kann nicht sterben, ohne diese Ungerechtigkeit wieder gutgemacht zu haben. Ich habe mein Testament zu Juliens Gunsten

gemacht. Sie bekommt mein ganzes Vermögen mit Ausnahme einiger kleinen Vermächtnisse für meine Dienstleute. Wenn alles realisirt ist, werden wenigstens sechzehntausend Pfund herauskommen. Hätte ich mich nicht in jene letzte tolle Speculation eingelassen, so hinterließe ich wenigstens vierzigtausend."

Er schwieg, aber weder Mr. noch Mistreß Dare antworteten.

„Du bist Jurist, Anthony, und könntest ein frisches Testament aufsetzen, aber es ist nicht mehr Zeit dazu. — Was macht denn auf einmal dies Zimmer so finster?" fragte er plötzlich.

Mr. Dare blickte schnell auf. Das Zimmer ward durch nichts finster gemacht, als durch die allmälig zunehmende Dunkelheit des Abends.

„Dann umfloren sich meine Augen", sagte der Sterbende. „Hört mich beide an. Ich mache es Euch, Anthony und Julie Dare, zur Pflicht, dieses Geld mit Edgar Halliburton zu theilen. Gebt ihm seinen vollen Antheil — die Hälfte, genau bis auf den Heller. Willst Du das thun, Anthony Dare?"

„Ja, ich will es thun, lieber Onkel."

„Gut — ich fordere Euch beide nochmals feierlich auf, Euer Versprechen zu halten. Wenn Ihr einmal selbst ruhig und in Frieden sterben wollt, so werdet Eurem Worte nicht untreu. Es ist keine Zeit mehr, das, was recht ist, in gesetzlicher Form anzuordnen. Ehe das Document noch aufgesetzt werden könnte, wäre ich hinüber und könnte es nicht unterzeichnen. Deshalb sage ich Euch hiermit mündlich und feierlich: Die Hälfte meines Geldes gehört von

Rechtswegen meinem Neffen Edgar Halliburton; Julie hat blos Anspruch auf die andere Hälfte. Theilt gewissenhaft — Du bist der einzige Testamentsvollstrecker, Anthony Dare. Hast Du Dein Papier zurecht gelegt?"

„Ja, lieber Onkel."

„Nun, dann schreibe nieder, was ich Dir kurz dictiren werde, und ich will es dann unterschreiben: ‚Ich, Richard Cooper, bereue die Ungerechtigkeit, die ich an meinem lieben Neffen Edgar Halliburton begangen, und wünsche durch diesen meinen letzten Act auf meinem Sterbebette ihm die Hälfte des Geldes und Eigenthums zu vermachen, welches ich bei meinem Tode hinterlassen werde, indem ich zugleich Anthony Dare, den Vollstrecker meines Testaments, beauftrage, diesen meinen Willen und Wunsch ebenso streng und genau auszuführen, als ob derselbe in gesetzlich gültiger Form ausgedrückt wäre. Ich wünsche sonach, daß alles, was ich bei meinem Tode hinterlasse — mit Ausnahme der meinen Dienstleuten ausgesetzten Vermächtnisse — zwischen meinem Neffen Edgar und meiner Nichte Julie zu gleichen Theilen getheilt werde.'"

Der Sterbende schwieg.

„Ich glaube, weiter ist nichts nöthig", bemerkte er nach einer Weile. „Bist Du mit dem Niederschreiben fertig, Anthony Dare?"

Mr. Dare schrieb rasch und beendete eben die letzten Worte.

„Es ist niedergeschrieben, lieber Onkel."

„Lies es vor."

Mr. Dare begann dies zu thun. So kurz auch die dazu erforderliche Zeit war, so sank der alte Mann doch, noch

ehe Mr. Dare zu Ende gelesen hatte, in einen Schlummer oder in theilweise Betäubung. Man wußte nicht recht, was es war, als aber seine Nichte sich über ihn bückte, erwachte er sofort wieder.

„Ich kann nicht sterben, ohne dieses Unrecht wieder gutzumachen!“ rief er und hatte augenscheinlich schon wieder vergessen, was soeben geschehen war. „Anthony Dare, Dein Weib hat kein Recht auf mein ganzes Geld. Die Hälfte davon soll Edgar bekommen. Ich wünsche, daß Du dies niederschreibst.“

„Es ist schon geschehen. Hier steht es.“

„Wo? wo? Warum laßt Ihr kein Licht bringen? Es ist ja stockfinster im Zimmer. Dies! Ist es das?“ fuhr er fort, als Mr. Dare ihm das Papier in die Hand gab. „Merke also wohl“, setzte er in feierlichem Tone hinzu, „merke wohl. Julie hat kein Recht auf mehr als die Hälfte des Ganzen. Sie darf nicht mehr nehmen — unrecht Gut gedeihet nicht. Es würde auch Euch keinen Segen bringen. Gebt Edgar seine gesetzliche Hälfte und unterrichtet ihn von der Liebe und Reue seines alten Onkels. Sagt ihm, wenn die Vergangenheit noch einmal durchlebt werden könnte, so sollte keine Entfremdung zwischen uns stattfinden.“

Keuchend lag er einige Minuten da und sprach dann wieder, während ihm das Papier, ohne daß er es bemerkte, aus den Händen fiel.

„Julie, wenn Du Edgar's Weib siehst — habe ich das Papier unterzeichnet?“ unterbrach er sich.

„Nein“, sagte Mr. Dare; „willst Du es jetzt unterzeichnen, lieber Onkel?“

„Ja. Doch mag es unterzeichnet sein oder nicht, so werdet Ihr jedenfalls darnach handeln. Ich erkläre es nicht für ein gesetzliches Document, denn ich glaube, es würde in dieser Fassung vor keinem Gericht als gültig anerkannt werden. Es ist blos eine Erinnerung für Dich, Anthony Dare, meine Wünsche nicht zu vergessen. Halte mich jetzt — ich will mich aufsetzen — und laß Licht bringen."

Anthony Dare zog den Bettvorhang zurück und die Strahlen der Lampe fielen auf den Sterbenden. Mr. Dare sah sich nach einem Buch um, um das Papier behufs des Unterzeichnens darauf zu legen. „Licht! Licht!" rief der Sterbende wieder in bittendem Tone. „Julie, warum lässest Du nicht die Lampe bringen?"

„Die Lampe steht ja hier, Onkel, dicht neben Dir."

„Dann ist kein Oel darin", rief er. „Ihr habt das Oel ausbrennen lassen! Julie, ich will Licht haben! Sage den Mägden, sie sollen die Lampen aus dem Speisezimmer bringen — diese geben das beste Licht. Klingle nicht; gehe selbst und sieh, daß die Lampen gebracht werden."

Um ihm den Willen zu thun und weil sie zweifelte, daß sein Gesichtssinn ihn wirklich schon verlassen habe, ging Mistreß Dare hinaus und kehrte bald darauf mit einer der Dienerinnen und noch mehr Licht zurück.

Mr. Cooper lag jetzt wieder schlummernd und bewußtlos auf seinem Pfühl.

„Hat er das Papier unterzeichnet?" fragte Mistreß Dare ihren Gatten leise.

Mr. Dare schüttelte verneinend den Kopf und zeigte darauf. Es lag noch gerade so auf dem Bett, wie Mistreß

Dare es verlassen. Sie nahm es, damit es nicht von spähenden Augen bemerkt würde, hinweg, faltete es zusammen und hielt es fest in der Hand.

„Er wird sogleich wieder erwachen und kann es dann unterzeichnen", bemerkte Mr. Dare, als gerade in diesem Augenblick sich ein leichtes Klingeln an der Hausthür vernehmen ließ.

„Das ist der Arzt", sagte die Dienerin. „Ich kenne sein Klingeln."

Der alte Mann unterzeichnete das Papier aber nicht und wachte auch nie wieder auf. Die ganze Nacht hindurch lag er in einem Zustande von Lethargie. Mr. und Mistreß Dare wachten an seinem Bett; die Dienerinnen wachten und die Aerzte kamen von Zeit zu Zeit. Es trat aber in seinem Zustande keine Aenderung ein — bis endlich die letzte große Veränderung kam. Sie erfolgte bei Tagesanbruch, und als die Nachbarn der Kälte und dem Schnee ihre Fenster öffneten, blieb Richard Cooper's Haus geschlossen. Der Tod weilte darin.

Elftes Kapitel.

Helstonleigh.

Ich glaube, daß den meisten der zahlreichen Leser meiner letzten Erzählung „Die Channings“ — und daß sie sehr zahlreich waren, bin ich so glücklich zu wissen — diese gegenwärtige Erzählung nicht weniger gefallen wird, weil der Schauplatz abermals derselbe, nämlich die Stadt Helstonleigh ist. Denjenigen, welche geneigt sind, sich hierüber tadelnd auszusprechen, kann ich blos antworten, daß es sich nicht ändern ließ. Ich meine dies in doppeltem Sinne, nämlich sowohl in Bezug auf den Titel, als auch darauf, daß ich Helstonleigh zum Schauplatz auch dieser zweiten Geschichte gewählt habe.

Ich erzähle meinen Lesern, wie dieselben auch schon bemerkt haben werden, einen großen Theil Wahrheit — wirklich stattgehabte Ereignisse — mit Dichtung verschmolzen und gewürzt. Ich kann dies blos aus meiner eigenen persönlichen Erfahrung thun und indem ich die Leser nach den Oertlichkeiten und Umgebungen führe, wo ich gelebt habe oder gewesen bin. Abgesehen aber davon, daß der

genannte Ort derselbe ist, sind die Geschichten gänzlich getrennt und verschieden.

Es war nothwendig, dies zu bemerken, damit der Leser, wenn er den Namen Helstonleigh sieht, nicht etwa erschrecke und glaube, die „Drangsale einer Frau" seien weiter nichts als eine Aufwärmung des schon einmal vorgesetzten Gerichts „Die Channings".

Dem ist durchaus nicht so. Von dieser Stadt Helstonleigh könnte ich ganze Bücher schreiben. Kein Ort in der ganzen Welt behauptet einen so grünen Platz in meiner Erinnerung, denn hier verlebte ich meine Jugend.

Es war an einem Sommerabend, als die Postkutsche von Birmingham in Helstonleigh einfuhr und an dem Ort ihrer Bestimmung, dem Hotel zum Stern, Halt machte. Sie brachte einige Passagiere von London. Die jetzt direct von Helstonleigh nach London führende Eisenbahn war damals noch nicht eröffnet und daraus kann man abnehmen, wie lange die ganze Geschichte her ist.

Eine Dame und ein kleines Mädchen stiegen aus dem Innern des Wagens und ein Herr und drei Knaben kletterten von dem Dache herab.

Letztere waren durch und durch naß. Fast unmittelbar nachdem sie Birmingham, bis wohin sie mit der Eisenbahn gekommen waren, verlassen, hatte der Regen angefangen in Strömen herabzugießen, und die Außenpassagiere genossen ihn vollständig.

Der Wagen war inwendig und auswendig bis auf den letzten Platz besetzt, mit den andern Passagieren aber haben wir nichts zu thun. Wir beschäftigen uns nur mit den eben erwähnten; es waren die Halliburtons.

Die Stadt, welche Mr. Halliburton zu seinem künftigen Aufenthalt zu wählen gewünscht und in welcher seine Cousine Mistreß Dare wohnte, war nämlich keine andere als Helstonleigh.

Mistreß Halliburton machte ein langes Gesicht, als sie den Zustand sah, in welchem sich ihr Gatte befand.

„Edgar, Du mußt ja naß sein bis auf die Haut."

„Ja, das bin ich auch. Es ließ sich einmal nicht ändern."

„Du hättest in den Wagen hereinkommen sollen, als ich Dich dazu aufforderte", rief sie im Tone des innigsten Mitleids. „Du hättest wirklich hereinkommen sollen!"

„Und Dich meinen Außenplatz einnehmen lassen?" rief Mr. Halliburton. „Rede doch keinen Unsinn, Jane!"

Jane betrachtete das Gasthaus.

„Wir werden am besten thun, wenn wir hier gleich übernachten", sagte sie dann. Was meinst Du?"

„Ja, das glaube ich auch", entgegnete er. „Es ist zu naß, um noch herumzulaufen und uns nach einem Gasthaus umzusehen, welches vielleicht nicht so theuer ist. Frage, ob wir Betten bekommen können, Jane, während ich nach dem Gepäck sehe."

Mistreß Halliburton ging mit ihrem Töchterchen hinein und stieß hier zunächst auf die Büffetmamsell, ein junges Frauenzimmer mit geläufigem Mundwerk und in einer saubern, eleganten Haube.

„Können wir hier übernachten?" fragte Mistreß Halliburton.

„Ja wohl. Wie viel Betten wünschen Sie?"

„Ich will mit Ihnen hinaufgehen und sehen", sagte

Mistreß Halliburton. „Haben Sie die Güte, uns nicht Ihre theuersten Zimmer anzuweisen.“

Die Büffetmamsell sah Jane vom Kopf bis zu den Füßen an, wie Büffetmamsells zu thun pflegen, wenn ein solches Verlangen an sie gestellt wird. Sie sah eine Dame in schwarzseidenem Kleid, Kaschmirshawl und einem schlichten, weiß ausgeputzten Strohhute. So einfach dieses Costüm und so ruhig und bescheiden auch das Benehmen war, lag doch in Mistreß Halliburton's Stimme, in ihrem Ton und ihrer ganzen Haltung etwas, was in ihr die Frau von Bildung verrieth, und die Büffetmamsell ließ sich deshalb herab, höflich zu sein.

„Mit den Zimmern habe ich nichts zu thun“, sagte sie; „ich will das Stubenmädchen rufen. Ach mein Himmel! Sie werden wohlthun, wenn Sie Ihre nassen Kleider ausziehen, Sir — sonst können Sie leicht einen tüchtigen Schnupfen davontragen.“

Diese letzten Worte wurden mit einem gewissen Grade von Ueberraschung ausgesprochen, als die Augen der Büffetmamsell auf Mr. Halliburton fielen. Er sah länger, hagerer und schöner aus als je, aber er hatte jetzt einen hohlen Husten und seine Wangen waren hektisch, und der Regen triefte von ihm herab.

Das Stubenmädchen wies ihnen Betten an. Nachdem Mr. Halliburton sich mit Handtüchern trocken gerieben — denn er war wirklich naß bis auf die Haut — schlüpfte er in ein gewärmtes Bett und genoß einen für ihn bereiteten Trank.

Jane kehrte, nachdem sie die für die Nacht nöthigen Sachen ausgepackt, in das Zimmer zurück, in welches man

mittlerweile ihre Kinder geführt. Eine gutmüthige Magd, welche sah, daß die Kleider der Knaben feucht waren, hatte ein Feuer angezündet und sie knieten um dasselbe herum, nachdem sie vorher mit Brot, Butter, Milch und Wasser versorgt worden.

Intelligente, gute, hübsche Knaben waren es, mit hellen, ehrlichen Augen und freimüthigen, zarten Gesichtern. Die kleine Jane war auf einem Stuhle eingeschlafen und ihre blonden Locken dienten ihr zum Pfühle. Die Knaben drängten sich, als die Mutter eintrat, auf die eine Seite des Kamins zusammen, um den besten Platz ihr zu überlassen, und William stand auf und holte ihr einen Stuhl.

Mistreß Halliburton setzte sich darauf nieder, nachdem sie ein Gebetbuch, welches sie in der Hand mitgebracht, auf den Tisch gelegt.

„Mama", sagte William, „Papa wird doch nicht krank werden?"

„Ach, William, allerdings fürchte ich das. Er war ja furchtbar durchnäßt, und wie lange hat er in dieser Nässe aushalten müssen! Wie kam es nur, daß er viel nässer war als ihr Knaben?"

„Er saß an dem Ende der Bank, und der neben ihm sitzende Herr hielt seinen Regenschirm nicht mit über ihn. Einige der Passagiere hatten Regenschirme, andere hatten keine, und so wurden sie vertheilt, wie es am besten war. Wir drei bekamen einen für uns, und überdies saßen wir zwischen zwei dicken Männern eingekeilt, die uns auch mit trocken erhalten halfen. Wie schade, daß für Papa kein Platz innerhalb des Wagens war!"

„Freilich; wenn er aber nur den meinigen eingenommen hätte!" rief Mistreß Halliburton. „Mir würde der Regen nicht so viel geschadet haben als ihm. Wie hieß der Ort, William, wo ich ausstieg, um ihm diesen Tausch vorzuschlagen?"

„Bromsgrove Lickey. — Mama, Du hast noch keinen Thee getrunken."

„Ich fühle kein Bedürfniß darnach", seufzte sie. Ihr Gemüth war ein hoffnungsvolles, aber eine innere Stimme schien ihr diesen Abend von vielen bevorstehenden Leiden und Anfechtungen zuzuflüstern. Sie drehte sich nach dem Tische herum, auf welchem noch die Ueberreste von der Mahlzeit der Kinder standen, schnitt sich ein Stück Brot ab und strich es langsam mit Butter. Dann schenkte sie sich ein wenig Milch ein.

„Liebe Mama, laß Dir doch Thee bringen", rief William. „Hier hast Du ja weiter nichts als Milch und Wasser."

Sie schüttelte den Kopf und trank die Milch. Thee hätte nur noch eine Ausgabe mehr verursacht, und sie war so entmuthigt und niedergeschlagen, daß es ihr gleich war, was sie genoß.

„Ich will nun lesen", sagte sie, indem sie das Gebetbuch zur Hand nahm. „Es wird gut sein, wenn ihr dann euer Gebet hier verrichtet, wo es warm ist, da ihr auch so sehr durchnäßt worden seid."

Sie wählte einen kurzen Psalm und las ihn laut vor. Dann knieten die Kinder nieder, jedes an einem besondern Stuhle, um ihr stilles Gebet zu verrichten. Sie suchten nicht, wie so viele andere Kinder, so schnell als möglich

darüber hinwegzukommen, sondern knieten ehrfurchtsvoll da, mit gesenkten Augen und emporgerichteten Herzen, in der festen Zuversicht, daß Gott sie höre. Sie waren in einer guten Schule gelehrt.

Hast Du, lieber Leser, jemals einen Verkauf von alten Sachen angestellt — von Dingen, welche, obschon sie Dir sehr gute Dienste geleistet und an ihrem Orte ganz gut ausgesehen haben, doch, wenn sie zum Verkaufe ausgestellt werden, so alt erscheinen, daß Du Dich ihrer fast schämst? Was die Summe betrifft, die Du dafür lösest, so wird es Dir keine große Mühe machen, dieselbe aufzubewahren. Hätte Mr. Halliburton gewußt, welche armselige Summe das Ergebniß des Verkaufs ihrer Möbel sein würde, hätte Jane geahnt, daß sie dieselben für einen Pappenstiel, wie man zu sagen pflegt, würde hingeben müssen, so hätten sie sich sicherlich nie dazu verstanden, sich davon zu trennen. Lieber hätten sie dann die Kosten des Transports nach Helstonleigh bestritten. Ihre Bettwäsche, Betten u. s. w. nahmen sie natürlich mit, und es war gut, daß sie dies thaten.

Ich fürchte mich fast, Dir zu sagen, lieber Leser, wie wenig Geld sie bei ihrer Ankunft in Händen hatten, denn Du wirst vielleicht sagen: „Es kann nicht wahr sein." Ihr ganzer irdischer Reichthum betrug wenig mehr als 120 Pfund. Es hatten, ehe sie London verließen, mehrere Schulden bezahlt werden müssen, und ebenso kostete es auch Geld, ihre Wohnung ohne vorherige Kündigung zu verlassen, denn der Hauswirth bestand streng auf seinem Recht.

Einhundert und zwanzig Pfund! Und davon mußten sie neue Möbel kaufen und leben, bis durch Unterricht-

ertheilen etwas verdient ward. Eine traurige Aussicht beim Beginn eines neuen Lebens in einer neuen Heimat! Kein Wunder, daß Jane vom Thee in dem theuern Hotel oder irgend einer andern Ausgabe, durch welche ihre Fonds geschwächt wurden, nichts wissen wollte.

Die Hoffnung ist aber elastisch im menschlichen Herzen, und wenn dem nicht so wäre, so könnte sich die halbe Welt nur gleich niederlegen, um zu sterben.

Der Morgen kam — ein schöner, heller, sonniger Morgen nach dem Regen. Mr. Halliburton schien von letzterem nicht sonderlich gelitten zu haben. Er fühlte allerdings ein wenig Steifheit in den Gelenken, diese aber schwand sicherlich noch vor Ende des Tages.

Sein Plan war, ein kleines Haus zu miethen, so wohlfeil, als es zu bekommen war, obschon es natürlich auch gewissen Anforderungen der Solidität und Eleganz entsprechen mußte. Dies war für Mr. Halliburton's Erfolg als Lehrer durchaus nothwendig.

„Ein gesunder, trockener Ort nicht allzuweit von der Stadt", wiederholte der Gastwirth, dem sie ihren Wunsch mittheilten, nachdenklich. „Das wäre an der Londoner Straße. Dort werden Sie jedenfalls ein Haus finden, wie Sie es wünschen."

Mr. Halliburton und seine Gattin machten sich unverweilt auf den Weg nach der Londoner Straße — einer sehr gesund gelegenen Vorstadt — und hier fanden sie auch ein Haus, von welchem sie glaubten, es werde ihnen zusagen.

Es war ein auf drei Seiten freistehendes Haus von gutem Ansehen, mit einem eisernen Stacket und durch

einen kleinen Zwischenraum von der Straße getrennt. Zu beiden Seiten des Eingangs befand sich ein Wohnzimmer; die Küche war in dem hintern Theile. Eine Treppe hoch waren drei Schlafzimmer und über denselben ein offenes Dachstübchen. Ich meine damit nicht, daß es dem Himmel offen gestanden, denn dies wäre ein wenig zu luftig gewesen, wohl aber war es gegen die Treppe und die Sparren des Daches offen. Hinter dem Hause befand sich ein kleiner Garten und jenseits desselben ein Feld, welches nicht zu dem Hause gehörte.

Das anstoßende Haus war dem ersten ähnlich, hatte aber einen großen fruchtbaren Garten. Eine Bewohnerin dieses Hauses führte die Miethlustigen in dem andern herum. Sie war als Quäkerin gekleidet. Ihre Gesichtszüge waren nicht schön, ihr Teint aber war weiß und zart, und sie hatte ruhige blaue Augen.

„Der Miethzins beträgt zweiunddreißig Pfund jährlich“, bemerkte sie als Antwort auf Mistreß Halliburton's Frage. „Es gehört Thomas Ashley, aber an diesen darfst Du Dich nicht wenden. Ich werde Dir die Adresse des Agenten geben, welcher die Vermiethung von Freund Ashley's Häusern zu besorgen hat. Anthony Dare heißt der Agent. Ihr werdet das Haus angenehm und gesund finden, wenn Ihr Euch entschließt, es zu nehmen“, setzte sie zu beiden gewendet hinzu.

Mr. Halliburton stutzte, als er den letztgenannten Namen hörte.

„Jane“, flüsterte er seiner Gattin zu, „das muß der Gentleman sein, welcher meine Cousine Julie Cooper geheirathet hat. Sein Name war Anthony Dare.“

Mr. Halliburton begab sich allein nach dem Bureau Mr. Dare's, des Juristen, den wir an Mr. Cooper's Sterbebette kennen gelernt, während Mistreß Halliburton in das Hotel zum Stern zu ihren Kindern zurückkehrte. Sie hatten beschlossen, das Haus zu nehmen.

Mr. Dare war nicht zu Hause. Er war, wie der erste Schreiber sagte, mit seiner Gattin nach London gereist. Der Schreiber war aber ermächtigt, das Haus zu vermiethen. Mr. Halliburton gab ihm in Bezug auf seine Persönlichkeit einige Aufschlüsse, die für vollkommen genügend erachtet wurden; davon aber, daß er mit Mr. Dare verwandt war, erwähnte er nichts.

Das Nächste, was es nun zu besorgen gab, waren die Möbel. Der Schreiber nannte Mr. Halliburton ein Magazin, wo sowohl neue als gebrauchte zu haben waren, und Mr. Halliburton begab sich sofort dahin, nachdem er erst seine Gattin aus dem Gasthause abgeholt.

Sie verstand sich auf dergleichen Dinge weit besser als er. Sie handelte so genau als möglich und gab ungefähr fünfzig Pfund aus. Für das beste Wohnzimmer ward ein großer Teppich gekauft. Das andere Zimmer, welches Mr. Halliburton's Arbeitszimmer sein sollte, und die Schlafzimmer blieben vor der Hand ohne Teppich.

„Alle diese Dinge wollen wir kaufen, wenn wir uns erst wieder ein wenig herausgearbeitet haben werden", sagte Mr. Halliburton.

Zwölftes Kapitel.

Anna Lynn.

Sie schliefen diese Nacht wieder im Stern, und am nächstfolgenden Morgen frühzeitig nahmen sie und ihre Möbel gemeinschaftlich von dem Hause Besitz. Ein geschäftiger Tag war es, denn es gab viel zu thun. Jane, welche sich vorgenommen hatte, selbst tüchtig mit zuzugreifen — nicht blos an diesem Tage, sondern auch in der Zukunft überhaupt — hatte nicht die Absicht, eine förmliche Dienerin zu miethen. Diese konnte, ebenso wie die Teppiche, allemal angeschafft werden, wenn sie sich erst ein wenig herausgearbeitet hatten, mittlerweile aber gedachte sie sich mit einem Mädchen zu behelfen, welches täglich blos auf einige Stunden käme, um die nöthigen Dienstleistungen zu verrichten.

Im Laufe des Morgens näherte sich das zarte, freundliche Gesicht der Quäkerin von dem Garten aus der Hinterthür. Sie trug ein lilafarbenes gedrucktes Kleid, darüber ein nettes, kreuzweis gestecktes Halstuch und die eigenthümliche Haube mit ihrem hohen Hinterkopfe und der saubern schmalen Falbel.

„Ich komme um Dich zu fragen, ob ich Dir bei Deiner Arbeit helfen kann", sagte sie. „Du hast viel zu thun, um alles in Ordnung zu bringen, und Dein Mann sieht nicht sehr kräftig aus. Wenn Du es wünschest, will ich Dir helfen."

„Sie sind sehr freundlich, daß Sie gegen eine fremde Person so viel Rücksicht nehmen", entgegnete Jane, durch die offene, biedere Freimüthigkeit der Quäkerin sehr angenehm berührt. „Ich hoffe, Sie werden mir erst sagen, wem ich für dieses freundliche Anerbieten verpflichtet bin."

„Du kannst mich Patience nennen", lautete die sofortige Antwort. „Ich wohne nebenan bei Samuel Lynn und seiner Tochter Anna. Seine Gattin starb bald nach der Geburt des Kindes. Ich war verwandt mit Anna Lynn, und als sie fühlte, daß sie sterben müsse, ließ sie mich rufen und bat mich, ihr Kind nicht zu verlassen, dafern Samuel nicht wieder heirathe. Dies scheint aber seinen Gedanken fern zu sein. Er liebt seine Tochter sehr; sie ist gleichsam sein Augapfel."

„Betreibt Mr. Lynn ein Geschäft?" fragte Jane.

„Auf eigene Rechnung jetzt nicht mehr. Er war als junger Mann Handschuhfabrikant, hatte aber kein bedeutendes Kapital, und als die britischen Häfen der Einfuhr französischer Handschuhe geöffnet wurden, ward er dadurch ruinirt, wie so viele Andere in unserer Stadt. Nur die reichen Fabrikanten konnten diesen Schlag aushalten. Ach, ich weiß es noch recht gut, obschon es nun schon lange her ist. Es war, glaube ich, im Jahre 1825. Ich kann Dir das Elend, welches dadurch über diese bis dahin so blühende Stadt kam, gar nicht beschreiben. Die Fabrikanten mußten

ihre Fabriken schließen und die Arbeiter wankten hungernd auf den Straßen herum."

„Hielt dieser Nothstand lange an?"

„Ja wohl — Wochen, Monate, Jahre. Die Stadt wird in dieser Beziehung nie wieder werden, was sie war. Samuel Lynn war ein rechtschaffener Mann und gab das Geschäft auf, solange er noch alle Leute bezahlen konnte, worauf er den Posten eines Werkführers in der Fabrik von Thomas Ashley annahm. Thomas Ashley ist einer der ersten Fabrikanten dieser Stadt, ebenso wie sein Vater vor ihm war. Wenn Du den Ort und die Einwohner besser kennen gelernt hast, wirst Du finden, daß in ganz Helstonleigh kein Name in größerer Achtung steht als der Thomas Ashley's."

„Er ist wohl ein reicher Mann?"

„Ja, er ist ein reicher Mann", entgegnete Patience, die mit ihren Händen ebenso geschäftig war als mit ihrer Zunge. „Sein Haushalt ist ein kostspieliger und er hält seinen offenen und geschlossenen Wagen, trotzdem aber muß er noch Geld sparen. Nicht aber wegen seines Reichthums steht Thomas Ashley in so allgemeiner Achtung, sondern wegen seines edlen Charakters. Es gibt auf der ganzen Erde keinen gerechtern Mann als Thomas Ashley und in der ganzen Stadt keinen Fabrikanten, der gegen seine Arbeiter so rücksichtsvoll und gütig wäre. Er zahlt stets den höchsten Arbeitslohn und ist jeder Bedrückung unfähig. Er hat einen Sohn und eine Tochter. Der Sohn macht ihm viel Unruhe und kostet ihm viel Geld."

„Ist er vielleicht nicht solid?" fragte Jane hastig.

„Ach nein, das ist es nicht!" entgegnete Patience

lachend. „Er ist noch ein kleiner Knabe. Als er vierzehn Monate alt war, ließ ihn einmal die Wärterin die halbe Treppe bis in die Hausflur hinabfallen. Anfangs glaubte man, er habe keinen Schaden genommen, Margarethe Ashley glaubte es selbst und auch die Aerzte glaubten es. Nach einiger Zeit aber trat der Schaden zu Tage. Er lag in einer der Hüften; der arme Knabe hat oft große Schmerzen und wird auf Lebenszeit lahm bleiben. Es bildet sich in der Hüfte ein Geschwür nach dem andern. Man schafft ihn bald ins Seebad, bald zu den Aerzten in London, aber nichts vermag ihn zu heilen. Von Gesicht ist er ein so schöner Knabe, wie man nur einen sehen kann, sein Uebel aber macht ihn mißlaunig und verdrießlich. Er liegt viel über den Büchern, und David Byrne, der im Lateinischen und Griechischen sehr tüchtig ist, geht täglich zu ihm, um ihn zu unterrichten; durch die häufigen Anfälle von Krankheit aber kommt der arme Knabe immer wieder zurück. Er macht Thomas und Margarethe Ashley großen Kummer. Sie — Wie, Anna, bist Du es? Was machst Du hier?"

Mistreß Halliburton drehte sich von dem Küchenschranke, wo sie und Patience allerhand Geschirr aufstellten, herum und sah ein kleines Mädchen, welches ohne Zweifel Anna Lynn war.

Dunkelblaue Augen wurden von langen Wimpern beschattet und thronten über den weichen, glatten, mit Grübchen geschmückten Wangen; ihre Zähne schimmerten gleich Perlen zwischen den lächelnden Lippen hindurch und ihr kastanienbraunes Haar fiel in einer Fülle nachlässiger Locken auf ihren Nacken herab.

Niemals glaubte Mistreß Halliburton ein so liebliches Gesicht gesehen zu haben. Jane war ein hübsches Kind, trat aber im Vergleich zu dieser Erscheinung völlig in den Schatten zurück.

„Du hast ja schon wieder keine Haube auf, Anna!" rief die Quäkerin in scheltendem Tone. „Schämst Du Dich nicht, mit unbedecktem Kopf herumzulaufen?"

„Die Haube fiel herunter, Patience", antwortete Anna sanft. Sie hatte ein schüchternes Wesen und einen ungemein bescheidenen Gesichtsausdruck.

„Du brauchst mir nicht etwas zu sagen, was unwahr ist", sagte Patience. „Wenn die Haube festgebunden ist, so fällt sie nicht ab, wenn sie nicht mit Fleiß abgenommen wird. Geh nach Hause und setze sie auf. Dann kannst Du wiederkommen. Vielleicht erlaubt Dir Freundin Halliburton, eine Weile bei ihren Kindern zu bleiben, welche eben im Begriff sind, ihre Bücher schön und ordentlich aufzustellen. Hast Du schon Deine französische Lection gelernt?"

„Noch nicht ganz", entgegnete Anna, indem sie fortlief. Es dauerte nicht lange, so kam sie mit einer hübschen kleinen weißen Netzhaube, ganz nach dem Muster derjenigen, welche Patience trug, auf dem Kopfe zurück. Die ganze Fülle ihrer üppigen Locken war darunter geschoben und der gefältelte Rand ruhte auf der schönen weißen Stirn.

„Dein ganzes Haar brauchst Du nicht auf diese Weise unsichtbar zu machen, Kind", sagte Patience. „Wo sind Deine Kämme?"

„In meinem Haar, Patience."

Patience nahm die Haube ab, bildete mit Hülfe der Kämme zwei flache Locken zu beiden Seiten der Schläfe, setzte die Haube wieder auf und strich das übrige Haar glatt darunter. Dann nahm Mistreß Halliburton die Kleine bei der Hand und führte sie zu ihren Kindern.

„Wie schade, daß das arme Kind sein schönes Haar so verstecken muß!" sagte sie dann zu Patience.

„Meinst Du? Es ist bei unserm Volk so Sitte. Anna's Haar ist schön und lockt sich von selbst. Man kann es bürsten, wie man will, so kräuselt es sich immer wieder, und sie hat sich angewöhnt, die Haube abzunehmen, wenn ich nicht Acht auf sie gebe. Ihr Vater läßt sie freilich stundenlang in bloßem Kopfe dasitzen, ohne sie zu fragen, wo sie ihre Haube hat. Ich glaube, er findet alles, was sie thut, in Ordnung. Ich mache ihm oft Vorstellungen deshalb."

„Noch nie habe ich ein schöneres Kind gesehen", sagte Jane mit Wärme.

„Ach ja, hübsch ist sie, das gebe ich selbst zu, aber sie ist nun elf Jahre und man darf daher ihrer Eitelkeit keinen Vorschub leisten. Zuweilen wird sie zu Ashleys eingeladen, und dann sieht sie, wie Mary Ashley nach der Mode der Weltkinder gekleidet ist, und sie möchte dann auch solche Kleider haben. Samuel Lynn hört nicht auf mich. Er freut sich, daß sein Kind dort als Mary Ashley's Gleichen empfangen wird, denn er kann immer noch nicht die Zeit vergessen, wo er sich selbst in einer guten Stellung befand."

„Wer unterrichtet Anna?"

„Sie besucht eine kleine Schule für Freunde. Die

Lehrerin heißt Ruth Darby. Jetzt sind Ferien. Ihr Vater erzieht sie gut. Sie lernt Französisch und Zeichnen und andere Dinge, die sich für Mädchen eignen. — Nimm Dich in Acht! Laß mich Dir diesen schweren Tisch heben helfen."

Nach einer Weile gingen sie in das Studirzimmer, um zu sehen, wie hier die Sachen ständen. Jane konnte von dem Gesicht des lieblichen Kindes kein Auge verwenden. Sie ward dadurch fast an ihrer Arbeit gehindert, was an diesem geschäftigen Tage durchaus nicht wünschenswerth war. Es gab so viel zu thun, daß sie alle froh waren, als der Tag vorüber und es ihnen vergönnt war, sich schlafen zu legen.

Selten hatte Jane sich eines so prachtvollen Schauspiels erfreut, wie das war, welches sich am nächstfolgenden Morgen ihren Augen darbot, als sie ihre Fenstergardine aufzog.

Der vorhergegangene Tag war neblig und nichts zu sehen gewesen; jetzt war die Atmosphäre klar. Die sich weit hinstreckende Landschaft, die grünen Felder in der Nähe, die wogenden Getreidefelder, die funkelnden Bäche, die Wälder mit ihrem dunklern und hellern Laub, die wellenförmigen Hügel — alles dies gewährte einen reizenden Anblick.

Ueber alles dies hinaus aber und die Landschaft am fernen Horizont begrenzend streckte sich die lange Kette der weitberühmten Malvernberge. Als die Sonne ihr Licht und ihren Schatten darauf warf, den Glanz der verschiedenen Farben — Blau, Grün, Braun — hervorhob, die Umrisse sich scharf gegen den Himmel abhoben und die

blendenden weißen Villas zwischen den Bäumen am Fuße des Gebirgs hervorlugten — da fühlte Jane, daß sie ihren entzückten Blick auf immer darauf ruhen lassen könnte. Und in der That, ein wunderbar schönes Gemälde ist das Malverngebirge, in der Frische des frühen Morgens von Helstonleigh aus gesehen.

„Edgar!“ rief sie, unwillkürlich sich nach dem Bett herumdrehend, denn Mr. Halliburton war noch nicht aufgestanden — „nie hast Du etwas Schöneres gesehen als die Aussicht, welche man von diesem Fenster aus hat. Ich bin überzeugt, die Hälfte der Bewohner von London hat sich nie so etwas träumen lassen!“

Es erfolgte keine Antwort.

„Vielleicht schläft er noch“, dachte sie. Als sie sich aber dem Bett näherte, sah sie, daß seine Augen offen waren.

„Jane“, keuchte er, „ich bin krank.“

„Krank!“ wiederholte sie, während sich ihr das Herz krampfhaft zusammenschnürte.

„Ja, alle Glieder thun mir weh. Der Kopf schmerzt mich und ich brenne vor Fieber. Ich habe es schon die ganze Nacht kommen gefühlt.“

Sie bückte sich zu ihm herab; sie fühlte seine Hände und sein heißes Gesicht an — alles brannte, wie er sagte, vor Fieber.

„Wir müssen den Arzt rufen“, sagte sie ruhig und jedes Anzeichen von Schrecken unterdrückend, um ihn nicht aufzuregen. „Ich will Patience fragen, welchen Arzt sie uns empfehlen kann.“

„Ja, es wird am besten sein, wenn wir sofort einen

Arzt rufen lassen. Was wird aus uns werden? Wenn ich in eine langwierige Krankheit verfallen sollte —"

„Ich bitte Dich, Edgar, gib Dich nicht bangen Befürchtungen hin", sagte Jane in sanftem Tone. „Ein fröhliches Gemüth, weißt Du, ist die halbe Kur. Dein Unwohlsein ist die Folge jenes Naßwerdens; die Kälte ist Dir in den Körper gedrungen."

Patience empfahl ihren eigenen Hausarzt, einen Mr. Parry, der in der Nähe wohnte und eine bedeutende Praxis hatte. Er kam und erklärte die Krankheit für ein rheumatisches Fieber.

Dreizehntes Kapitel.

Das Fieber.

Neun Wochen lang lag Mr. Halliburton auf einer Stelle. Jane war durch die Nachtwachen und durch Angst und Sorge ebenfalls zu einem Schatten abgezehrt. Ihr Körper war müde, ihr Herz war krank.

Weißt Du, lieber Leser, was Krankheiten kosten? Jane wußte es nun.

Nachdem noch zwei Wochen vergangen waren, konnte Mr. Halliburton endlich seinen Lehnstuhl verlassen und im Zimmer umherschleichen. Er war nun ganz Begierde, seine Operationen für die Zukunft zu beginnen.

„Ich muß Karten drucken lassen, Jane", sagte er eines Morgens: ‚Mr. Halliburton, Professor der lateinischen und griechischen Sprache und der Mathematik, früher am königlichen Colleg zu London' — oder vielleicht ganz einfach: ‚Edgar Halliburton'? — Ich möchte wissen, wie es hier gebräuchlich ist."

„Ich glaube, Du mußt noch warten, bis Du wieder kräftig bist, ehe Du die Karten drucken lässest", antwortete Jane.

„Aber ich kann doch die Dinge immer in Zug bringen, Jane. Ich bin nun — wie viel Wochen sind es jetzt?"

„Elf."

„Ja, ganz richtig. Als wir kamen, war es Juni und jetzt haben wir September. Ich habe auch den Unterricht unserer Knaben vernachlässigen müssen — o mein Gott!"

„Sie sind immer sehr ruhig und still gewesen; sie haben sich in ihren Lectionen selbst fortgeholfen. Wenn wir auch in andern Beziehungen mit Drangsal zu kämpfen haben, so besitzen wir doch einen großen Segen in unsern Kindern, Edgar. Sie sind alle eins wie das andere, liebreich und gehorsam."

„Ich weiß nicht, wie hier die Verhältnisse sein mögen", hob er nach einer Pause wieder an. „Und — ich möchte wissen, ob man Empfehlungen verlangen wird. Jane", fuhr er nach abermaligem Schweigen fort, „Du mußt Dich ankleiden und zu Mistreß Dare gehen."

„Zu Mistreß Dare", wiederholte sie. „Jetzt! Ich kenne diese Frau ja gar nicht."

„Das thut nichts", entgegnete er eifrig. „Sie ist meine Cousine. Du mußt fragen, ob sie erlaubt, daß ich mich auf sie beziehe. Peach wird es auch erlauben, davon bin ich fest überzeugt. Geh, Jane."

Kranke Leute in Mr. Halliburton's schwächlichem Zustande werden leicht ungeduldig, wenn sie einmal ihre Gedanken auf etwas gerichtet haben. Jane sah ein, daß es ihren Gatten sehr unangenehm berühren würde, wenn sie sich weigerte, zu Mistreß Dare zu gehen, und sie machte sich daher zu diesem Besuche fertig. Patience gab ihr die Wohnung an.

Dieselbe lag an dem entgegengesetzten Ende von Helstonleigh. Es war ein schönes Haus von einer hohen Mauer umschlossen.

Jane ging durch das eiserne Gitterthor, den Fahrweg entlang, der um den Rasenplatz herum führte, und zog die Thürglocke. Sofort erschien ein stattlicher Lakai, mit einem Troddelbündel so groß wie eine Blumenkohlstaude auf der Schulter.

„Kann ich Mistreß Dare sprechen?" fragte Jane.

„Wen habe ich die Ehre anzumelden, Madame?" fragte der Lakai.

Jane gab ihm eine ihrer Visitenkarten und fragte sich im Stillen, ob dies in Erwägung des Zweckes, wegen dessen sie gekommen, nicht eine etwas zu großartige Procedur sei.

Sie ward in ein elegantes Zimmer gewiesen, wo sie Mistreß Dare antraf. Diese trug ein kostbares Morgencostüm mit Ketten, Ringen, Armbändern und anderm funkelnden Schmuck, gerade so wie sie solchen an dem Abend getragen, wo wir sie an Mr. Cooper's Sterbebett sahen.

„Mistreß Halliburton!" wiederholte sie im Tone des Zweifels die Karte betrachtend, als Jane eintrat. „Was für eine Mistreß Halliburton?" setzte sie nicht sehr artig hinzu, indem sie ihre Augen auf Jane heftete.

Jane erklärte, sie sei die Frau von Edgar Halliburton, Mistreß Dare's Cousin.

Mistreß Dare's Geistesgegenwart schien sie mit einem Male vollständig zu verlassen. Sie ward todtenbleich, hielt sich an einen Stuhl, um nicht umzusinken, und war gänzlich unfähig zu sprechen oder ihre Aufregung zu verbergen.

Jane konnte sie nur erstaunt ansehen und glaubte, sie sei von plötzlichem Unwohlsein ergriffen.

Nach einigen Augenblicken ermannte sie sich wieder. Sie setzte sich, forderte Jane durch eine Geberde auf, ebenfalls Platz zu nehmen, und fragte dann, wie sie eine ganz fremde Person gefragt haben würde, was Jane von ihr wünsche.

Jane setzte es ihr etwas ausführlich auseinander.

Mistreß Dare's Ueberraschung war groß. Sie konnte und wollte nicht verstehen; ihr Gesicht ward dunkelroth und dann wieder todtenbleich.

„Edgar Halliburton hat seinen Wohnsitz hier in Helstonleigh genommen!“ wiederholte sie. „Und Sie sind sein Weib?“

„Ja, ich bin sein Weib“, entgegnete Jane mit ruhiger Würde.

„Und was beabsichtigt er hier vorzunehmen?“

„Ich bitte um Verzeihung. Ich glaubte Ihnen dies schon auseinandergesetzt zu haben“, antwortete Jane, begann aber ihre ganze Erzählung noch einmal von vorn — warum ihr Gatte sich genöthigt gesehen, London zu verlassen, und aus welchen Gründen er nach Helstonleigh gekommen.

„An einen für Sie weniger passenden Ort hätten Sie fast nicht kommen können“, entgegnete Mistreß Dare, die von dem ganzen Besuche so unangenehm berührt zu werden schien, daß sie es fast nicht bergen konnte. „Es gibt hier Lehrer aller Art in solcher Menge, daß sie einander auf die Fersen treten.“

Welch eine entmuthigende Mittheilung! Jane's Herz pochte laut und ängstlich.

„Mein Mann", hob sie wieder an, „glaubte, Sie und Ihr Herr Gemahl würden sich gütigst für ihn interessiren. Er weiß, daß auch Mr. Peach —"

„Nein", unterbrach sie Mistreß Dare in entscheidendem Tone. „Um Edgar Halliburton's selbst willen muß ich es ablehnen, ihn zu empfehlen oder mich überhaupt mit seinen Plänen zu befassen. Ich würde ihm blos trügerische Hoffnungen machen. Es gibt hier, wie ich schon sagte, Lehrer in Hülle und Fülle. Ich spreche von Privatlehrern — sie haben nicht halb genug zu thun. Es ist auch kein Mangel an Schulen hier. Das Beste wird für Sie sein, wenn Sie an einen Ort gehen, wo sich Ihnen günstigere Aussichten darbieten, und sich hier gar nicht niederlassen."

„Wir haben uns aber hier schon niedergelassen", entgegnete Jane.

Mistreß Dare schien plötzlich etwas einzufallen.

„Es ist doch nicht Edgar, welcher Mr. Ashley's Haus an der Londoner Straße gemiethet hat? Ich entsinne mich jetzt, daß der Name Halliburton genannt ward."

„Ganz recht. Mr. Dare's Schreiber hat das Haus an uns vermiethet."

Mistreß Dare biß sich auf die Lippe. Es war augenscheinlich, daß sie sehr ärgerlich war; um aber der Höflichkeit nicht gänzlich untreu zu werden, bemühte sie sich, es sich nicht merken zu lassen.

„Ihr Gatte ist wohl arm, Mistreß Halliburton?" fragte sie dann.

„Ja, wir sind sehr arm."

„Es ist dies, wie ich bemerkt habe, mit Lehrern gewöhnlich der Fall“, sagte Mistreß Dare. „Wohlan, ich kann Ihnen nur eine Antwort geben — nämlich, daß wir jede Vermittlung ablehnen müssen. Ich hoffe, daß Edgar nicht auf den Gedanken kommen wird, sich nochmals in dieser Beziehung an uns zu wenden.“

Jane erhob sich. Mistreß Dare blieb sitzen, obschon sie sich einbildete, eine Frau von gutem Ton zu sein.

„Beinahe hätte ich eine Frage vergessen, welche mir mein Mann ganz besonders aufgetragen hat“, sagte Jane, indem sie sich umdrehte, denn sie hatte ihre Schritte schon nach der Thür gelenkt. „Edgar las in der Zeitung, daß sein Onkel, Mr. Cooper, zu Anfang dieses Jahres gestorben ist. Erinnerte er sich seiner auf seinem Sterbebette und hinterließ er ihm vielleicht eine versöhnliche Botschaft?“

Mistreß Dare's Gesicht veränderte sich seltsamerweise abermals und ward bald dunkelroth, bald aschenfahl. Sie zögerte lange, ehe sie antwortete.

„Ja“, sagte sie endlich. „Mr. Cooper hat ihm verziehen. ‚Sage meinem Neffen Edgar, wenn Du ihn jemals siehst, daß meine Härte mir leid thut, und daß ich anders gegen ihn handeln würde, wenn es noch einmal geschehen könnte.‘ Natürlich entsinne ich mich nicht aller Worte ganz genau, aber so ungefähr lauteten sie. Es läßt sich nicht bezweifeln, daß er sich gern ausgesöhnt haben würde, aber die Zeit erlaubte es nicht. Ich würde dies Edgar schon geschrieben haben, wenn ich seine Adresse gekannt hätte.“

„Ein Brief, an das königliche Colleg adressirt, würde ihn stets gefunden haben. Er wird sich indessen freuen,

dies zu hören. Er trug mir auch auf, zu fragen, was aus Mr. Cooper's Vermögen geworden sei, wenn Sie ihm freundlichst darüber Auskunft geben wollten."

Mistreß Dare senkte den Kopf und begann eifrig mit dem Armband zu spielen.

„Das Testament ist bei der zuständigen Behörde vorschriftsmäßig verificirt und deponirt worden. Edgar Halliburton kann es dort gegen Erlegung der Gebühr einsehen."

Es war dies keine freundliche Antwort und Jane schwieg eine Weile.

„Die in diesen Sachen zuständige Behörde ist in London und dorthin kann Edgar nicht gehen", entgegnete sie endlich sanft.

Mistreß Dare richtete den Kopf wieder empor. Ihre Züge hatten mittlerweile einen kecken, trotzigen Ausdruck angenommen.

„Mr. Cooper hatte sein ganzes Vermögen, mit Ausnahme weniger geringfügiger Legate für seine Dienstleute, mir vermacht — was konnte Edgar Halliburton erwarten?"

„Ich bin überzeugt, daß er nichts erwartet hat", bemerkte Jane, „obschon, wie ich glaube, zuweilen in ihm die Hoffnung erwacht ist, Mr. Cooper würde endlich seinen Groll gegen ihn fahren lassen und seiner gedenken."

„Nein", sagte Mistreß Dare, „Edgar hatte sich zu ungehorsam gegen ihn benommen — erstens, indem er sich seinem Wunsch, einen Kaufmann aus ihm zu machen, widersetzte, zweitens durch seine Heirath."

„Durch seine Heirath!" wiederholte Jane, indem ihr ebenfalls die Röthe ins Gesicht emporstieg.

„Allerdings. Mr. Cooper war in hohem Grade erzürnt, als er hörte, daß Edgar sich verheirathet habe. Er betrachtete, glaube ich, diese Heirath als eine in pecuniärer Beziehung durchaus nicht wünschenswerthe. Sie dürfen mir's nicht übel nehmen, daß ich dies gegen Sie selbst erwähne, Sie scheinen aber einmal durchaus die Wahrheit hören zu wollen."

Die Röthe auf Jane's Gesicht ward immer dunkler.

„Allerdings ist es wahr, daß ich kein Vermögen hatte", sagte sie. „Ich bin aber die Tochter eines Geistlichen und habe eine gute Erziehung genossen."

„Wahrscheinlich glaubte mein Onkel, Edgar Halliburton habe nach Geld heirathen sollen. Indessen, alles dies ist vorüber und es kann nichts nützen, wieder darauf zurückzukommen. Es thut mir leid, daß Sie Ihr eigenes Interesse so übel verstanden und diese Stadt hier zu Ihrem Aufenthalte ausersehen haben."

Mistreß Dare erhob sich. Sie hatte während dieses ganzen Gesprächs gesessen: Jane hatte gestanden.

„Sagen Sie Edgar von mir", fuhr Mistreß Dare fort, „daß es mir leid thut, von seiner Krankheit zu hören. Sagen Sie ihm, es sei durchaus keine Aussicht für ihn, in Helstonleigh ein Feld für seine Thätigkeit als Lehrer zu finden. Wenn ich die Hoffnung ausspreche, daß er sich schleunigst an einen andern, mit Privatlehrern weniger überfüllten Ort begeben wird, so spreche ich blos in seinem eigenen Interesse."

Sie zog, indem sie dies sagte, die Klingel und reichte Jane die Spitzen zweier ihrer Finger. Der Lakai öffnete die Hausthür und ließ mit einer tiefen Verbeugung Jane

hinaus. Diese ging den Kiesweg entlang, fest entschlossen, Mistreß Dare niemals wieder zu belästigen.

„Joseph!" rief Mistreß Dare mit Nachdruck.

„Madame?" entgegnete der Lakai.

„Wenn diese Dame jemals wiederkommen sollte, so bin ich nicht zu Hause, das vergeßt nicht."

„Sehr wohl, Madame", war die Antwort des Lakais.

Mistreß Dare wartete nicht darauf, dieselbe zu hören. Sie war, an allen Gliedern zitternd, wieder in ihr Zimmer hinaufgeeilt. Hier kleidete sie sich schnell um und verließ das Haus, indem sie ihre Schritte nach dem Bureau ihres Gatten lenkte. Dasselbe befand sich an diesem Ende der Stadt und an der Thür war ein Messingschild zu sehen mit der Inschrift: „Mr. Dare, Anwalt."

Mistreß Dare trat in das äußere Zimmer.

„Ist mein Mann allein?" fragte sie einen der Schreiber.

„Nein, Madame. Mr. Ashley ist bei ihm."

Von dieser Antwort sehr unangenehm berührt, wartete Mistreß Dare, die in großer Aufregung und Ungeduld zu sein schien, einige Minuten.

Mr. Ashley kam heraus. Es war ein Mann von etwa vierzig Jahren, sehr lang, mit frischer Gesichtsfarbe, dunklen Augen und gutgeformten Zügen. Sein ganzes Aussehen verrieth Wohlwollen und Herzensgüte. Seine Gattin war eine Cousine von Mr. Dare.

Dieser saß in seinem Zimmer an seinem Tische, als seine Gattin eintrat. Sie war jetzt wieder aschfahl und sank neben ihm auf einen Stuhl nieder.

„Was gibt's?" fragte er erstaunt. „Bist Du krank?"

„Ach, ich glaube, ich sterbe“, keuchte sie. „Ich habe einen tödtlichen Schrecken gehabt, Anthony!“

Mr. Dare erhob sich. Er wollte ihr ein Glas Wasser holen oder holen lassen, aber sie hielt ihn am Arme fest.

„Bleib und höre mich! Bleib, Anthony! Die Halliburton's sind jetzt in Helstonleigh! Sie haben sich hier niedergelassen.“

Mr. Dare hörte sie mit offenem Munde an.

„Was für Halliburtons?“ fragte er dann.

„Nun, die; er hat sich hier niedergelassen. Er will hier Privatunterricht ertheilen, und seine Frau war bei mir und verlangte, daß wir ihnen erlaubten, sich auf uns zu beziehen. Natürlich weigerte ich mich sofort entschieden. Denke Dir, daß wir nun arme Verwandte hier in unserer Nähe haben, welche ihren Lebensunterhalt durch Unterrichtertheilen erwerben!“

Es war dies allerdings etwas sehr Unangenehmes für Leute, welche in der Stadt die erste Geige spielten und dieselbe auch noch ferner zu spielen gedachten.

Doch deswegen standen jetzt nicht Mann und Weib einander gegenüber und sahen einander an. Der angeborene freie, kecke Ausdruck auf Mr. Dare's Gesicht war um ein Bedeutendes in den Hintergrund getreten.

„Sie fragte auch wegen des Testaments“, sagte Mistreß Dare, indem sie ihre Stimme zu einem Flüstern herabsinken ließ und sich schaudernd umsah. „Ich glaubte vor Furcht sterben zu müssen.“

Mr. Dare raffte seinen Muth zusammen. Jede kleine Reminiscenz, welche seinen Gleichmuth vielleicht für den

Augenblick gestört, schüttelte er ab und war wieder sein früheres keckes Ich.

„Unsinn, Julie! Was hätten wir zu fürchten? Das Testament ist verificirt und vollstreckt worden. Was der alte Mann in seinem Todeskampfe uns vorfaselte, ist nur von uns gehört worden. Aber auch wenn jemand anders es gehört hätte, würde ich mir doch nicht viel daraus machen. Ein Testament ist ein Testament in der ganzen Welt, und demselben entgegenzuhandeln wäre gesetzwidrig."

Mistreß Dare trocknete sich den Schweiß von der Stirn und raffte ihren Muth zusammen. Allmälig erlangte sie denselben wieder.

„Anthony, wir müssen diese Menschen wieder aus Helstonleigh hinaustreiben. Aus mehr als einem Grunde müssen wir sie wieder fortspediren. Sie wohnen in dem Hause Mr. Ashley's."

Der Sachwalter blickte überrascht auf.

„Die sind es! Ja, allerdings, der in den Büchern neu eingetragene Name ist Halliburton. Ich habe nicht im entferntesten daran gedacht, daß sie es sein könnten. Ich möchte wissen, ob sie arm sind."

„Ja, sehr arm", sagte Mistreß Dare.

„Nun, dann ist es gut", bemerkte der Sachwalter mit vergnügtem Lächeln. „Ich werde dieses Vierteljahr den Zins nicht verlangen, sondern eine Weile damit warten. Wir wollen sie schon fortspediren, darauf verlaß Dich."

Wir brauchen dem Leser nicht erst zu sagen, daß Anthony Dare und sein Weib der Anordnung, welche Mr. Cooper unmittelbar vor seinem Tode getroffen, nicht nach-

gekommen waren. In dem Augenblick, wo diese Anordnung getroffen war, hatten sie allerdings die Absicht, zu thun, was der Sterbende ihnen befahl, denn sie waren weder Diebe noch Fälscher. Edgar Halliburton war aber nicht da, um sie an seine Ansprüche zu erinnern, und als das Geld realisirt und ihnen überantwortet ward, behielten sie es in ihrer Verwahrung. Natürlich warteten sie auf ihn, aber sie wußten nicht genau, wo sie ihn finden könnten, und nahmen sich nicht die Mühe nachzuforschen. Sehr verlockend und nützlich fanden sie das Geld. Ein großer Theil ihrer eigenen Hälfte ging für Bezahlung von Schulden auf, denn sie lebten auf sehr kostspieligem Fuße, und es dauerte nicht lange, so hatten sie auch die andere Hälfte angegriffen und hätten diese jetzt selbst beim besten Willen nicht herauszahlen können. Kein Wunder daher, daß Mistreß Dare von tödtlichem Schrecken gepackt ward, als sie sich plötzlich Jane Halliburton gegenüber sah.

Vierzehntes Kapitel.

Der Weihnachtstraum.

Der Winter war in Helstonleigh eingezogen. Der Frost schwebte in der Luft und ruhte auf der Erde.

Wie stand es mit Mr. Halliburton? Er hatte seit seiner Krankheit das Haus noch nicht ein einziges Mal verlassen. Wenn er nicht im Bett lag, saß er am Feuer, und sein Husten spannte ihn auf eine fortwährende Folter.

Unter günstigern Aussichten wäre er wahrscheinlich wieder genesen, seine Gemüthsunruhe aber tödtete ihn. Ihr Geld ging allmälig auf die Neige, und kräftigende Delicatessen wagte er nicht kaufen zu lassen. Er pflegte zu sagen, er bedürfe sie nicht, und selbst wenn sie herbeigeschafft würden, könne er sie wahrscheinlich nicht genießen.

Der arme Mann! Er sehnte sich von Grund seines Herzens darnach! Seltsamerweise sah er seine eigne Gefahr nicht, oder vielmehr, es wäre dies seltsam gewesen, wenn nicht ähnliche Fälle sich alle Tage ereigneten.

„Wenn diese kalte Witterung vorüber und der Früh-

ling da ist, dann werde ich auch wieder zu Kräften kommen", sagte er fortwährend. „Dann will ich mein Werk mit allem Eifer beginnen und Mr. Peach von meiner Ankunft in Kenntniß setzen. Es hätte nichts nützen können, ihm vorher lästig zu fallen."

Falsche, falsche Hoffnungen, innig gehegte, trügerische, spottende Hoffnungen!

Doctor Carrington hatte gesagt, wenn er sich in Acht nähme, so könne er noch lange leben und sich wohl befinden. Die andern Aerzte hatten dasselbe gesagt. Es war auch durchaus kein Grund vorhanden, an ihrem Urtheil zu zweifeln. Sie hatten aber dabei nicht ein langes rheumatisches Fieber und ebenso wenig die schädliche Einwirkung, welche dadurch auf die Lunge geäußert ward, in Anschlag gebracht.

Am Weihnachtsabend saß er mit Jane in der Dämmerung am Kaminfeuer. Er konnte jetzt aus seinem Schlafzimmer herunterkommen und schien überhaupt nicht so krank zu sein, als er wirklich war. Der Arzt, der ihn während seines Fiebers behandelt, war schon längst verabschiedet.

„Es fehlt mir jetzt weiter nichts als Kräfte und diese kann mir nur die Zeit bringen", sagte Mr. Halliburton, als er den Arzt entließ.

Jane hoffte auch. Ihre Hoffnung war allerdings eine mehr wechselnde als feststehende, aber sie glaubte wirklich, er könne wieder wohl werden, sobald nur der Winter überstanden wäre.

So saßen sie am Feuer, als sie auf einmal durch ein lautes Getöse gestört wurden. Sämmtliche Kinder kamen mit einem Male und mit dem Gelärm hereingestürzt, ohne

welches Kinder sich kein Vergnügen denken können. Frank, welcher ausgewesen, war mit beiden Armen voll Stechpalmen und Epheu wieder nach Hause gekommen, und sein heiteres, schönes Gesicht glühte vor Aufregung. Die andern begleiteten ihn, um seine Beute bewundern zu helfen.

„Sieh nur diese Menge Weihnachtsgrün, Mama", rief er. „Ich habe es gekauft."

„Gekauft?" wiederholte Jane. „Mein lieber Frank, sagte ich Dir nicht, daß wir dieses Jahr auf die Weihnachtsfreuden verzichten müßten?"

„Aber es kostet ja nichts, Mama; blos einen Penny."

Jane seufzte. Sie sagte den Kindern nicht, daß selbst ein Penny für sie jetzt nicht mehr als nichts betrachtet werden konnte.

„Ihr wißt, daß ich einen Penny schon lange in der Tasche herumgetragen habe", fuhr Frank, die ganze Versammlung anredend, fort, „und ich dachte, wenn Mama kein Weihnachtsgrün kaufte, so könnte ich es thun."

„Aber Du hast doch nicht dies alles für einen Penny bekommen, Frank? In London würden wir wenigstens sechs Pence dafür haben bezahlen müssen."

„Es kostet aber wirklich nicht mehr, Mama. Ich habe es von dem alten Mann, der in dem Hause mit dem großen Garten höher oben an der Straße wohnt. Er wollte mir noch mehr abschneiden, aber ich sagte ihm, dies wäre genug. Du hättest die Haufen sehen sollen, die er einer Frau für zwei Pence gab. Sie mußte sich einen Schubkarren holen, um es fortzuschaffen."

Die kleine Jane klatschte in die Hände und begann auf einem Bein herumzuhüpfen.

„Ich werde die Zimmer aufputzen helfen. Wir müssen ein fröhliches Weihnachten haben!"

Mr. Halliburton zog sie an sich.

„Ja, wir müssen ein fröhliches Weihnachten haben, Jane", fuhr er zu seiner Gattin gewendet fort, „kannst Du uns vielleicht einmal etwas Gutes zu unserer Festmahlzeit vorsetzen? Es ist im ganzen Jahre nur einmal Weihnachten."

Er blickte mit seinem abgezehrten Gesicht auf, als ob er sich wirklich sehr nach einer guten Mahlzeit sehne.

„Ich will sehen, was ich thun kann", antwortete Jane, abermals einen Seufzer unterdrückend. „Ich will jetzt zum Fleischer gehen. Ein Stück gutes Rindfleisch wird das Beste sein, und der Pudding ist ein einfacher, aber ich hoffe, er wird munden. Ja, wir müssen Weihnachten feiern."

Der Weihnachtsmorgen dämmerte, und zur gehörigen Stunde versammelten sie sich wie gewöhnlich. Jane beabsichtigte diesen Tag in die Kirche zu gehen. Während der Krankheit ihres Gatten hatte sie sich genöthigt gesehen, die Kinder allein zu schicken. Diese wußten aber, was die Kirche zu bedeuten hatte, und bedurften keiner Begleitung oder Aufsicht. Könnte dies doch von allen Kindern gesagt werden!

Es war ein heller, kalter, schöner Morgen. Mr. Halliburton kam aus seinem Schlafzimmer herunter, als die Kinder und Jane eben im Begriff standen aufzubrechen.

„Ich fühle mich heute außerordentlich wohl!" rief er. „Ich hätte beinahe Lust, Euch zu begleiten, Jane", fuhr er über ihren bestürzten Blick lachend fort. „Du brauchst nicht zu erschrecken. Es ist nicht meine Absicht, es zu versuchen. — Du bist ja noch nicht fertig, William?"

„Mama sagte, ich sollte bei Dir bleiben."

„Bei mir bleiben? Dazu liegt auch nicht die mindeste Nothwendigkeit vor. Ich sage Euch allen, daß mir heute außerordentlich wohl ist. Du kannst immer mit in die Kirche gehen, William."

William sah seine Mutter an und Jane zögerte einen Augenblick, aber nur einen Augenblick.

„Es wäre mir lieber, wenn er dabliebe, Edgar", sagte sie. „Noch vor zwölf Uhr geht Betsy auch fort, und es würde mich beunruhigen, Dich allein zu wissen."

„O, schon gut", entgegnete Mr. Halliburton ganz heiter. „Du wirst wohl dableiben müssen, William, sonst kommt Mama, noch ehe der Gottesdienst halb vorüber ist, aus der Kirche gelaufen, um zu sehen, ob ich nicht in das Feuer gefallen bin."

Jane hatte jetzt die ganze Last der Wirthschaftssorgen und auch einen großen Theil der häuslichen Arbeiten auf ihren Schultern. Obschon eine rührige Wirthschafterin, hatte sie doch früher mit den gröbern Verrichtungen, die im Hauswesen vorkommen, nichts selbst zu thun gehabt. Jetzt dagegen mußte sie überall mit zugreifen. Das alte Sprichwort: „Die Noth macht uns mit seltsamen Schlafgenossen bekannt", ist ein sehr wahres. Das Aufwartemädchen Betsy, welches täglich auf mehrere Stunden kam, gereichte fast ebenso sehr zur Plage als zum Nutzen. Am Weihnachtsabend hatte sie zu Jane gesagt: „Wenn Sie erlauben, so werde ich, weil meine Mutter es wünscht, morgen zu Hause bleiben." Obschon die junge Dame ihre Absicht auf so entschiedene Weise erklärte, so gelang es Jane doch, sie zu einem Vergleich zu bewegen. Es ward

demgemäß verabredet, daß sie um zwölf Uhr nach Hause gehen und später wiederkommen sollte, um das Geschirr aufzuwaschen. Natürlich blieb nun die ganze Mühe der Bereitung des Mittagsmahls Jane allein überlassen.

Ist Dir, lieber Leser, vielleicht auch ein Fall bekannt geworden, wo eine Dame — wohlgemerkt, eine Dame von Bildung, wie Jane wirklich war — ihre feinen Gewohnheiten an den Nagel hängen, ihr Kleid aufstecken und Fleisch kochen, Kartoffeln rösten und alle jene hunderterlei Arbeiten verrichten muß, die zur Herstellung einer Mahlzeit unumgänglich nothwendig sind? Es kommt dies im Leben gar nicht so selten vor und Jane Halliburton war kein vereinsamtes Beispiel. Der Pudding war den Tag vorher gemacht und theilweise gekocht worden. Jetzt stand er auch wieder am Feuer, und was sonst noch zur Mahlzeit nöthig war, wollte Jane besorgen, sobald sie aus der Kirche käme.

Es war wirklich wunderbar, wie gut es diesen Tag mit Mr. Halliburton's Gesundheit ging. Er las mit William die Psalmen und eine Predigt, während die Uebrigen in der Kirche waren. Er hatte dies wegen seines Hustens und seines mühsamen Athmens lange nicht thun können.

Als auf diese Weise die häusliche Andacht verrichtet war, lehnte er sich in seinem Stuhle zurück, wie es schien, um seinen Gedanken nachzuhängen, nicht aus Erschöpfung.

„Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!“ wiederholte er nach einer Weile in inbrünstigem, aber etwas zerstreutem Tone. „William, mein Sohn, ich glaube, auch für mich wird endlich Frieden kommen. Ich fühle mich so wohl!“

„Was für Frieden, Papa?“ fragte William verwundert.

„Der Frieden der erneuten Gesundheit, der Hoffnung, der Freiheit von — von Plage. Die Weihnachtszeit und der schöne helle Tag haben meine ganze Muthlosigkeit verscheucht. Wenn meine Genesung in dieser Weise fortschreitet, so kann ich, ehe noch ein Monat um ist, aus- und an die Arbeit gehen.“

William's Augen funkelten. Er glaubte vollkommen, was sein Vater sagte. Knaben sind so sanguinisch.

Die Mahlzeit sollte um drei Uhr stattfinden und Jane that ihr Möglichstes, um bis dahin fertig zu werden.

Während sie so beschäftigt war, zeigte Patience sich an der Hinterthür mit einem Teller voll schöner Orangen.

„Willst Du diese Früchte für Deine Kinder annehmen?“ fragte sie.

„Wie freundlich Sie sind!“ rief Jane mit dankbarem Gefühl, während sie an ihre Kinder dachte. Es waren ihnen in der letzten Zeit nur selten dergleichen Beweise von Wohlwollen zu Theil geworden. „Patience, ich will nicht hoffen, daß Sie diese Früchte haben kaufen müssen.“

„Hätte ich sie kaufen müssen, so würdest Du sie nicht zu sehen bekommen haben“, entgegnete die aufrichtige Quäkerin. „Ein Freund von Samuel Lynn, der in Bristol wohnt, schickt uns jeden Winter ein kleines Kistchen. Als ich es heute Morgen auspackte, sagte ich zu ihm: Die Kinder unserer Nachbarn würden sich sehr freuen, wenn sie einige von diesen Orangen bekämen, aber er gab keine Antwort. Du mußt ihn nicht für geizig halten, er ist nicht geizig, aber er kann es nicht ertragen, wenn nicht sein Kind alles bekommt. Anna sah ihn

bittend an. Sie hätte gern die halbe Kiste herübergeschickt und er sah es. ‚Trage nur einige hinüber, Patience', rief er."

„Ich bin ihm sehr verbunden und Ihnen auch", wiederholte Jane. „Patience, mit meinem Manne geht es heute außerordentlich gut. Gehen Sie doch einmal zu ihm hinein."

Patience ging in das Zimmer und nahm die Orangen mit. Als sie wieder herauskam, hatte ihr ruhiges Gesicht einen sehr ernsten Ausdruck.

„Du wirst wohlthun, wenn Du Dich auf diese an- anscheinende Besserung in dem Befinden Deines Gatten nicht allzusehr verlässest."

Jane entsank der Muth bedeutend.

„Ich verlasse mich nicht gerade darauf, Patience, aber es scheint eine so wesentliche Aenderung zum Bessern bei ihm eingetreten zu sein, daß ich mich heiterer fühle als seit langer Zeit. Sein Husten scheint fast ganz verschwunden zu sein."

„Ich will Dir Deine Freude nicht verkümmern, aber dennoch würde ich an Deiner Stelle mich nicht allzusehr darauf verlassen. Solche plötzliche Besserungen haben sich schon oft sehr trügerisch erwiesen. Leb wohl."

Jane ging in das Zimmer hinein. Die Kinder hatten sich schon um den Teller mit den Orangen gesammelt.

„Schau nur her, Mama", rief die kleine Jane. „Sind diese Früchte nicht herrlich? Es sind deren sechs — für jedes von uns eine. Ich möchte wissen, ob Papa eine essen könnte. Gar, Du sollst sie nicht anrühren! Papa, könntest Du eine Orange essen?"

Ohne daß die Kinder es bemerkt, hatte Mr. Halli-

burton seine Blicke begierig auf die Orangen geheftet. Sein Mund war ausgedorrt von innerm Fieber, seine Kehle trocken, die Früchte erschienen, wie sie ihm so unerwartet vor die Augen kamen, wie die sprudelnde Wasserquelle dem schmachtenden Wanderer in der Wüste. Jane bemerkte seinen Blick und reichte ihm den Teller.

„Möchtest Du eine, Edgar?"

„Ich bin sehr durstig", sagte er gleichsam im Tone der Entschuldigung, denn die Orangen schienen ihm von Rechtswegen mehr den Kindern zu gehören als ihm. „Ich glaube, ich muß die meinige noch vor der Mahlzeit essen. Schneide sie in vier Theile."

Er ergriff eins der Viertel, um den Saft zu saugen.

„Ha, das schmeckt köstlich!" rief er; „es ist so erfrischend."

Die Kinder standen ringsherum und sahen ihm zu. Sie aßen auch gern Orangen, aber kaum mit solchem Genuß wie jetzt ihr Vater.

Als Jane wieder in die Küche hinauskam, fand sie hier eine Gehülfin. Die Magd des Nachbarhauses, Grace, eine junge Quäkerin, hübsch und schüchtern, stand hier. Patience hatte sie geschickt, um Jane eine halbe Stunde lang an die Hand zu gehen.

„Wie rücksichtsvoll sie ist!" dachte die dankbare Jane.

Sie speiste gnanz behaglich, und Grace wartete dabei auf. Dann kamen die Orangen auf den Tisch. Der kleine Gar ergriff den Teller und präsentirte ihn seiner Mutter.

„Papa hat seine schon", sagte er.

„Ich nehme keine, Gar", sagte Jane. „Ich esse keine Orangen. Ich gebe die meinige Papa."

Die drei jüngern Kinder machten sich sehr rasch über die ihrigen her. William that dies nicht. Er ließ die seinige neben der von seiner Mutter abgelehnten liegen und setzte den Teller neben seinen Vater.

„Bestimmst Du diese für mich, William?" fragte Mr. Halliburton.

„Ja, Papa."

Frank machte ein überraschtes Gesicht.

„Wie, William, Du willst Deine Orange nicht essen?" rief er. „Als sie gebracht wurden, freutest Du Dich ja ebenso sehr darüber als wir!"

„Ich esse Orangen, wenn ich Lust habe", bemerkte William mit einer erheuchelten Gleichgültigkeit, die ein Zartgefühl verrieth, welches einer weit ältern Person zur Ehre gereicht haben würde.

„Ich habe eine zu gute Mahlzeit genossen, als daß ich mir noch aus Orangen etwas machen sollte."

Mr. Halliburton zog William an sich und sah ihm mit bedeutungsvollem Lächeln ins Gesicht.

„Ich danke Dir, mein guter Sohn", flüsterte er, und William ward feuerroth, während er sich niedersetzte.

Mr. Halliburton aß die Orangen — beide — und es schien, als hätte er noch einmal soviel essen können. Dann lehnte er den Kopf zurück an das Kissen, welches an der Lehne seines Stuhls angebracht war, und schlief sofort ein.

„Verhaltet euch ganz still, Kinder", flüsterte Jane.

Sie sahen sich um, bemerkten, weshalb sie still sein sollten, und dämpften ihre lauten Stimmen. William zog

einen Schemel für die Füße seiner Mutter herbei, setzte sich darauf und hielt ihre Hand zwischen den seinigen.

„Papa wird nun bald wieder gesund werden", sagte er leise. „Glaubst Du das nicht auch, Mama?"

„Allerdings hoffe ich es", antwortete sie.

„Aber glaubst Du es nicht auch?" fragte er nochmals hartnäckig, und Jane entdeckte eine gewisse Unruhe in seinem Tone. Konnte ein Schatten von Furcht auf das Herz des Knaben gefallen sein?

„Mama", fuhr er fort, „während Du in der Kirche warst, sagte er, er hoffe in einem Monat wieder ganz gesund und kräftig zu sein."

„So schnell wird es wohl nicht gehen, fürchte ich William. Seine Krankheit hat ihn gar so sehr geschwächt. Später aber wird er sich schon wieder erholen, wenn es sich mit ihm so fortbessert, wie es sich jetzt mit ihm seit einigen Tagen gebessert zu haben scheint."

Jane ließ die Kinder das beliebte Frag- und Antwortspiel beginnen. Vielleicht hast Du, lieber Leser, einmal das Vergnügen gehabt, es selbst mit zu spielen. Wenn dies der Fall ist, so weißt Du, daß es hauptsächlich in Flüstern besteht. Es ist gar so schwierig, Kinder lange ruhig beisammen zu erhalten.

„Wo bin ich?" rief plötzlich eine Stimme, die Kinder mitten in ihrem leisen Geflüster erschreckend.

Sie kam von Mr. Halliburton. Er hatte ungefähr eine halbe Stunde geschlafen und schaute sich jetzt, sich von dem Kissen emporrichtend, ganz verwundert um.

„Wo bin ich?" fragte er noch einmal.

„Du hast geschlafen, Papa", rief Frank.

„Geschlafen? Ach ja, jetzt fällt mir's ein! Ihr seid alle hier, und es ist Weihnacht. Ich habe geträumt."

„Was denn, Papa?"

Mr. Halliburton ließ seinen Kopf wieder auf das Kissen zurücksinken. Er stierte mit den Augen in den leeren Raum hinein, und es trat Schweigen ein. Die Kinder sahen ihn an.

„Sonderbare Dinge sind doch die Träume!" rief er nach einer Weile. „Mir träumte, ich wäre auf einer breiten, breiten Straße — einer unermeßlichen Straße, deren Ränder ich nicht sehen konnte und die mit Menschen angefüllt war. Wir gingen alle in einer Richtung, stolpernd und strauchelnd —"

„Warum stolpertest Du, Papa?" unterbrach ihn die kleine Jane, deren geschäftige Zunge stets bereit war.

„Die Straße war mit Hindernissen angefüllt", fuhr Mr. Halliburton in träumerisch abwesendem Tone fort, als ob sein inneres Auge das Schauspiel noch vor sich sähe und er etwas erzählte, was wirklich geschehen wäre. „Steine, Hügel, Dornbüsche, Wassertümpel und langes Gras, welches sich um unsere Füße herumwirrte — nichts schien es zu geben als Schwierigkeiten und Hindernisse. Ganz am äußersten Horizont, soweit das Auge reichen konnte — es war sehr, sehr weit — hundertmal weiter als die Malvernberge von hier zu sein scheinen, glänzte ein helles Licht. Wie hell! Nie habt Ihr im Leben etwas dem Aehnliches gesehen, denn das bloße Auge könnte solches Licht nicht ertragen. Und dennoch schienen wir darnach zu schauen, ohne daß unser Blick geblendet ward!"

„Vielleicht war es wie ein Feuerwerk", unterbrach Gar.

Mr. Halliburton fuhr, ohne auf ihn zu achten, fort:

„Wir drängten uns alle vorwärts, um zu dem Licht zu gelangen, obschon es schien, als könnte die weite Reise gar kein Ende nehmen. Solange wir unsere Augen auf das Licht geheftet hatten, konnten wir sehen, wie wir gingen, und wir kamen über die Hügel und andern schwierigen Stellen, obschon nicht ohne Mühe. Dennoch aber kamen wir darüber hinweg. In dem Augenblick aber, wo wir unsere Augen von dem Licht abwendeten, konnten wir nicht weiter. Einige fielen, andere schlugen sich seitwärts und wollten gar nicht mehr versuchen weiter zu kommen. Einige verwundeten sich an dem Dorngebüsch, andere sahen ihre Kleider von dem Wasser durchnäßt, noch andere blieben in dem Schlamm stecken — kurz sie kamen nicht von der Stelle. Und dennoch wußten sie — wenigstens schienen sie zu wissen — daß, wenn sie ihre Augen zu dem schönen Licht emporhoben und dieselben unverwandt darauf geheftet hielten, sie sicher sein konnten, ihre Wanderung weiter fortsetzen zu können. Die Wenigen, welche ihre Augen auf das Licht richteten — es waren ihrer sehr wenige — kamen, wenn auch langsam, doch ununterbrochen vorwärts. Dieselben Hindernisse, dieselben Schwierigkeiten hemmten ihre Schritte, sodaß sie zuweilen sich ebenfalls versucht fühlten, zu verzweifeln und zu fürchten, daß sie nun nicht weiter könnten. Aber ihre Befürchtungen waren grundlos. Solange als sie ihre Augen nicht von dem Licht abwendeten, so lange entzog ihnen auch das Licht seine Strahlen nicht, und es leitete sie wohlbehalten und sicher über alle Unebenheiten hinweg. Es war ein sicherer Freund, ein sicherer

Helfer, der nicht untreu werden konnte, und es war bereit, einen Jeden zu führen — alle diese Millionen und Millionen von Reisenden — die ganze lange Straße, bis sie es erreicht hatten."

Die Kinder hatten sich allmälig für die Erzählung interessirt und hörten derselben mit verhaltenem Athem zu.

„Warum aber ließen sich nicht alle von dem Lichte leiten? Es konnte doch nichts leichter sein, als die Augen auf ein Licht geheftet zu halten, welches nicht blendet. Was machtest Du denn, Papa?"

„Das Licht schien blos einen Schritt auf einmal", fuhr Mr. Halliburton fort, ohne William's Frage zu beantworten, denn er war augenscheinlch in seine eigenen Gedanken versunken. „Wir konnten nicht weiter sehen als den einen Schritt, und dies war hinreichend, denn in dem Augenblick, wo wir ihn zurückgelegt hatten, schien das Licht auf einen zweiten, und so gingen wir weiter dem Ende entgegen, und das Licht schien, so wie wir uns ihm näherten, immer heller und heller zu werden."

„Erreichtest Du es, Papa?"

„Ich versuche eben, mich zu besinnen, William. Ich schien schon ganz nahe daran zu sein — ich glaube, da erwachte ich."

Mr. Halliburton schwieg, versank wieder in Gedanken, sagte aber nichts weiter. Nach einer Weile wendete er sich zu seiner Gattin mit der Frage:

„Ist es bald Theezeit, Jane? Ich weiß gar nicht, was mich so durstig macht."

„Wir können den Thee gleich jetzt trinken, wenn Du es

wünschest", entgegnete sie. „Ich will gehen und darnach sehen."

Sie verließ das Zimmer und die kleine Jane lief ihr nach. In der Küche stand jetzt ein Mädchen, welches sich den Anschein gab, als arbeite es außerordentlich eifrig unter den Schüsseln und Tellern umher. Sie war etwa fünfzehn Jahre alt, hatte das Haar auf seltsame Weise um den Kopf herum gewunden, und ihre runden, grünen Augen standen weit geöffnet. Es war Betsy.

„Das war guter Pudding!" rief sie, sich mit dem Gesicht nach Mistreß Halliburton herumdrehend. „Viel besser als der meiner Mutter."

Sie spielte hiermit auf ein Stück an, welches ihr geschenkt ward. Jane lachte.

„Wir möchten bald Thee trinken, Betsy."

„Sie sollen ihn sogleich bekommen, Madame", lautete Betsy's zustimmende Antwort.

Kaum waren die Worte gesprochen, als sich eine Bewegung in dem Wohnzimmer hören ließ. Die Thür ward aufgerissen, und die Knaben riefen in einem Tone, der den größten Schrecken verrieth. Jane und ihr Töchterchen und das Aufwartemädchen waren mit zwei Schritten im Zimmer. Jane glaubte, es müsse plötzlich Feuer ausgekommen sein.

Welch ein Anblick bot sich ihr dar! Der einer Feuersbrunst wäre weniger entsetzlich gewesen.

Mr. Halliburton lag mit todtenbleichem, verzerrtem Gesicht in seinen Stuhl zurückgelehnt, und Mund, Kinn und Hemd waren mit Blut befleckt. Er konnte nicht

sprechen, bat aber mit flehenden Blicken um Hülfe. Er hatte sich beim Husten ein Blutgefäß gesprengt.

Jane ward nicht ohnmächtig, sie schrie nicht auf. Ihr Herz aber drohte zu brechen, und sie fühlte, daß nun das Ende da sei.

Die kleine Jane sank mit leisem Gewimmer auf den Fußboden nieder und barg ihr Gesicht an dem Sopha.

Für Betsy war ein einziger Blick hinreichend. In dem nächsten Augenblick brach sie in lautes Geheul und Gekreisch aus, eilte aus dem Hause und in das Mr. Lynn's hinein. Hier erschreckte sie die ruhige Familie durch die Meldung, Mr. Halliburton läge mit abgeschnittener Kehle in seinem Stuhle.

Mr. Lynn und Patience eilten sofort hinüber, nachdem sie Anna befohlen, zu bleiben, wo sie sei. Sie sahen sogleich, um was es sich handelte, und brachten den Kranken in eine geeignete Lage; dann half Patience der unglücklichen Gattin, ihm das Blut vom Gesicht zu wischen.

„Soll ich Dir den Arzt holen, Freundin?" fragte der Quäker seine Nachbarin. „Ich werde ihn vielleicht schneller herbeibringen, als wenn einer der Knaben ginge."

„Ja, ja, ich sagte Dir gleich, Du solltest Dir nicht zu viel Hoffnung machen", flüsterte Patience, als Mr. Lynn fort war. „Ich fürchtete gleich, daß es blos das trügerische Ende sei."

Das Ende! Welch eine Bestätigung von Jane's eigenen Befürchtungen! Sie wendete ihre Augen verzweifelnd auf Patience.

Mr. Halliburton öffnete seine zitternden Lippen, als ob er sprechen wollte. Patience that ihm Einhalt.

„Du darfst nicht sprechen, Freund. Wenn Du etwas wünschest, kannst Du nicht ein Zeichen geben?"

Er gab ihnen zu verstehen, daß er Wasser wünsche. Er wollte sich den Mund ausspülen. Nachdem er dies gethan, schien er gefaßter zu sein und sich leichter zu fühlen.

„Ich kann jetzt hier weiter nichts thun", bemerkte Patience. „Ich will daher wieder nach Hause gehen und Dein kleines Mädchen mitnehmen."

Patience that es. Betsy kauerte in der Küche am Feuer und die drei Knaben und ihre Mutter standen um den Sterbenden herum.

„Kinder!" keuchte er.

„O Edgar, sprich nicht!" unterbrach ihn Jane.

Er lächelte, indem er sie ansah, als ob er wüßte, daß nun nicht viel mehr darauf ankäme, ob er spräche oder stillschwiege.

„Ich bin am Ende der Reise, Jane — dicht an dem Licht. Kinder", stammelte er in langsamen Zwischenräumen — „als ich euch meinen Traum erzählte, dachte ich nicht daran, daß derselbe nur ein Vorbild der gegenwärtigen Wirklichkeit sei. Ich glaube, dieser Traum ward mir gesendet, um ihn euch zu erzählen, denn nun ist seine Bedeutung mir klar. Ihr wandert ebenfalls jenem Licht entgegen, wie ich demselben entgegenzuwandern glaubte — wie ich demselben wirklich entgegengewandert bin. Ihr werdet dieselben Hindernisse zu übersteigen haben — niemand ist davon frei — Anfechtungen, Versuchungen, Leiden und Kümmernisse harren euer. Das Licht aber ist da, und es strahlt stets, euch zu leiten, denn es ist der Himmel. Wollt ihr stets zu ihm aufblicken?"

Er faßte ihre Hände zusammen und hielt sie zwischen den seinigen. Die ängstlichen, von Furcht und Schrecken erfüllten Knaben konnten ihn blos schweigend ansehen und ihm zuhören.

„Das Licht ist Gott, meine Kinder", hob er wieder an. „Er ist über euch und unter euch und um euch herum, überall. Er ist bereit, euch auf jedem Tritt und Schritt beizustehen. Wählt ihn zu eurem Führer, setzt eure ganze Zuversicht auf ihn, vertrauet ihm und erwartet, daß er euern Pfad erleuchten werde, damit ihr denselben richtig wandelt. Er kann euch nicht untreu werden. Blickt zu ihm auf, und ihr werdet untrüglich geleitet werden, obschon wahrscheinlich nur Schritt um Schritt. Verliert nie euer Vertrauen auf Gott und seid dann versichert, daß er euch dem hellstrahlenden Ziele entgegenführen wird. Jane, laß die Kinder sich dies zu Herzen nehmen. Möge Gott euch segnen, meine Theuern, und euch später wieder mit mir vereinigen!"

Er schwieg und lag erschöpft da. Seine Augen suchten liebend die Jane's; ihre Hand hielt er in die seine geschlossen. Jane's Augen waren trocken und brennend, und sie schien unnatürlich ruhig zu sein.

Allmälig schlossen sich die matten Augen.

Es dauerte nicht lange, so hörte man Samuel Lynn an die Thür pochen. Er brachte den Arzt mit. William fuhr sich mit seinem Taschentuch über die nassen Augen und ging die Hausthür zu öffnen.

Mr. Parry, der Arzt, trat in das Zimmer, und Jane wich von ihrem Gatten hinweg, um Platz zu machen.

„Vor einigen Minuten seufzte er schwer", flüsterte sie.

Der Arzt sah den Kranken an. Er neigte das Ohr zu dem geöffneten Mund herab, knöpfte ihm dann die Weste auf und horchte, ob das Herz noch schlüge.

„Mit diesem Seufzer hat er sein Leben ausgehaucht“, murmelte der Arzt.

Und so war es auch. Edgar Halliburton war zum Licht eingegangen.

Fünfzehntes Kapitel.

Das Begräbniß.

Jane schaute sich um und faßte alle Schrecknisse ihrer Lage ins Auge.

Als der erste Ausbruch des Schmerzes vorüber und ein paar Tage vergangen waren, konnte sie nicht umhin, dies zu thun. Sie wußte nicht, wohin sie sich wenden oder was sie beginnen sollte. Allerdings setzte sie unbedingtes Vertrauen auf Gott, auf das Licht, von welchem ihr Gatte gesprochen, als er im Begriff stand, abzuscheiden. Ihr ganzes Leben lang hatte sie ein stets gegenwärtiges, lebendiges Vertrauen auf Gottes unverbrüchliche Güte gehegt, und sie war immerdar bemüht gewesen, den Gemüthern ihrer Kinder dasselbe Vertrauen einzuflößen. Dennoch aber wird der Leser nicht weniger gut von ihr denken, wenn er hört, daß sie in diesen furchtbaren Augenblicken der Verzagtheit, ja fast der Verzweiflung Raum gab.

Unter Thränen um ihn, welcher der theure Gefährte ihres Lebens gewesen, unter Angst und Sorge für die Zukunft ihrer Kinder, unter Gedanken an ihre Armuth und

Bedrängniß verbrachte sie ihre Stunden vom Weinachts-tage an.

In der Gegenwart Anderer hatte sie es ermöglicht, ruhig zu sein, aber es war die Ruhe eines zerrissenen Herzens. Sie fürchtete ihre eigenen Gedanken. Wenn sie des Morgens aufstand, sagte sie: „Wie soll ich diesen Tag durchleben?“ und wenn sie zu Bett ging, so fragte sie: „Wie soll ich die lange Nacht hinbringen?“ Sie warf sich umher und stöhnte; sie ging in dem finstern Zimmer auf und ab, während kein Auge auf ihr ruhte; sie kniete fast ohne Hoffnung, um ihr armes, gemartertes Herz vor Gott auszuschütten. Wer hätte wohl geglaubt, daß sie am Tage in Gegenwart Anderer so ruhig und gefaßt sein könnte?

Nur ein einziges Mal hielt ihre Standhaftigkeit nicht aus und dies war am Tage vor dem Begräbniß.

Patience stand ihr mit ruhig ernster Theilnahme zur Seite. Es war für Jane fast geradezu unmöglich gewesen, ihre pecuniäre Bedrängniß vor Patience geheim zu halten. Es war für sie nothwendig, in allen Dingen auf die sparsamste Weise zu Werke zu gehen, und sie schenkte der menschenfreundlichen Quäkerin volles Vertrauen.

„Wenn Du im Hause bleiben und Deine Kinder bei Dir behalten kannst, so wirst Du schon Dein Fortkommen finden. Laß daher den Muth nicht sinken.“

„O Patience, das ist es eben, was micht quält. Ich sehe keine Möglichkeit, in diesem Hause zu bleiben.“

„Aber die Möbel sind doch Dein“, bemerkte Patience. „Du kannst zwei oder drei von Deinen Zimmern vermiethen und dadurch den Zins für das ganze Haus herausschlagen.“

„Das habe ich mir auch schon hin und her überlegt“, seufzte Jane. „Aber, Patience, zugegeben, daß auf diese Weise der Miethzins herauskäme — wovon sollen wir leben?“

„Du mußt noch irgend eine Beschäftigung vornehmen. Du kannst nähen. Kannst Du Kleider machen?“

„Nein — ich verstehe blos so viel davon, daß ich meine eigenen schlichten Kleider und Jane's Kappen machen kann. Was glatte Näherei betrifft, so könnte ich, da diese so schlecht bezahlt wird, mein Brot unmöglich damit verdienen. Uebrigens müssen auch meine Knaben in die Schule gehen und brauchen Kleider.“

„Du wirst einen schweren Stand haben, das sehe ich wohl ein“, sagte Patience in ernstem Tone. „Dennoch aber möchte ich Dich nicht muthlos sehen. Du würdest Dich dadurch krank machen, und das wäre kein guter Weg, Deine Lage zu verbessern.“

Jane setzte sich, legte die gefalteten Hände auf das Knie und überschaute im Geiste ihre Drangsale.

„Wenn ich ganz schuldenfrei wäre, dann hätte ich bessere Hoffnung“, sagte sie, indem sie ihr bekümmertes Antlitz emporrichtete. „Patience, wir sind ein halbes Jahr Miethe schuldig und das Begräbniß wird auch viel Geld kosten.“

„Hast Du keine Verwandten, die Dir in Deiner Bedrängniß helfen können?“

Jane schüttelte den Kopf. Der einzige Verwandte, den sie in der alten Welt besaß, war einer, der kaum zur Befriedigung seiner eigenen bescheidenen Bedürfnisse genug hatte — ihr Bruder Francis.

„Hast Du nicht einige werthvolle Sachen, die Du ver-

kaufen könntest?“ fuhr Patience fort — „Uhren oder dergleichen Dinge?“

Eine Uhr war da, die des Verstorbenen, aber Jane's bleiches Gesicht ward dunkelroth bei dem Gedanken, daß sie sich auf diese Weise davon trennen sollte. Es war eine sehr gute Uhr und schon längst William versprochen.

„Ich begreife wohl Deinen Widerwillen gegen einen solchen Ausweg“, sagte Patience freundlich, „und ich würde gewiß nichts vorschlagen, was Dein Gemüth verletzt, aber Deine Bedrängniß läßt Dir vielleicht keine andere Wahl übrig.“

Jane neigte sich bereits der Ueberzeugung zu, daß ihr in der That keine andere Wahl übrig bleiben würde. Sie besaß selbst einige kleine Schmucksächelchen, nicht von großem Werthe, und ein wenig Silberzeug. Alles hätte sie gern hingegeben, nur nicht die Uhr.

„Würde es Schwierigkeit machen, die Sachen zu verkaufen, Patience?“ fragte sie laut.

„Durchaus nicht, und wenn Du sie nicht sofort verkaufen willst, so ist ja das Leihhaus da“, sagte die biedere Quäkerin. „Ich wüßte nicht, was viele ohne dasselbe anfangen sollten. Ich versichere Dir, daß selbst ganz angesehene Leute in dieser Stadt dann und wann ihr Silbergeschirr versetzen. Du wirst nicht gern selbst hingehen wollen, aber die Mutter der Magd, Elisabeth Carter, ist eine verschwiegene Frau und würde Dir gewiß diesen kleinen Dienst gern leisten. Wie ich Dir sage, wenn Du nur Deine gegenwärtigen Schwierigkeiten überwinden und etwas anfangen kannst, so wirst Du Dir auch schon weiter forthelfen.“

Die gegenwärtigen Schwierigkeiten überwinden — dies schien für Jane beinahe unmöglich zu sein. Sie hatte nur noch ganz wenig Geld, stak in Schulden und sah keine Möglichkeit, auch nur ihr Brot zu verdienen.

Sie machte ihren letzten nächtlichen Besuch in dem Zimmer, wo der Sarg stand, und ging dann hinauf in ihr Bett, um sich die ganze Nacht mit glühender Stirn und zerrissenem Herzen auf ihrem von Thränen benetzten Pfühl hin und her zu werfen.

Es war ein trauriges Begräbniß und eins der allerschlichtesten und einfachsten. Der Küster, welcher sich herabgelassen, den Sarg zu geleiten — eine Herablassung, die er den Begräbnissen armer Leute nicht oft zu Theil werden ließ, denn es gab ja bei diesen nichts Gutes zu essen und zu trinken — ging voran ohne Hutflor. Dann kam der Sarg, mit dem Leichentuche bedeckt, und William und Frank dahinter her. Gar, den armen kleinen Burschen, hatte Jane nicht mitgeschickt, denn sie glaubte, es würde besser sein, wenn er zu Hause bliebe.

Dies war alles; der ganze Zug bestand aus dem Küster, den beiden Knaben, dem Sarge und den Männern, die ihn trugen.

Es war ein trauriger Anblick. Die Leute blieben stehen, als der kleine Zug sich durch die Straßen bewegte, und folgten mit den Augen den armen vaterlosen Kindern. Ein junger Mann trat auf die Seite, nahm den Hut ab und behielt ihn in der Hand, bis der Sarg vorüber war. Der junge Mann hatte aber in fremden Ländern gelebt, wo es Sitte ist, entblößten Hauptes zu stehen, wenn eine Leiche vorbeigetragen wird.

Er ward auf dem St.-Martinskirchhofe beerdigt. Eigenthümlicherweise war der fungirende Geistliche der wohlehrwürdige Mr. Peach. Er wußte nicht, wer es war, über den er hier den Segen sprach, er verrichtete den Dienst für den Rector von St.-Martin. William hörte seinen Namen. Wie oft hatte er seinen armen Vater diesen Namen in Verbindung mit seinen hoffnungsvollen Aussichten aussprechen hören! Er brach in Schluchzen und Wehklagen aus, als er daran dachte. Mr. Peach blickte von seinem Buche auf, um den schluchzenden Knaben mit mitleidigem Blicke zu betrachten.

Das Begräbniß war vorüber, das letzte Wort des Segens gesprochen, die erste Schaufel Erde polternd auf den Sarg geworfen. Der Küster erstreckte seine Herablassung nicht so weit, daß er wieder mit nach dem Trauerhause zurückgekehrt wäre; auch gab es niemand weiter dahin zu geleiten als die beiden Knaben. Sie gingen allein, ohne andere Begleitung als ihre Trauerflöre.

Am Abend in der Dämmerung saßen sie beisammen — Jane und alle ihre Kinder. Die Thränen schienen versiegt zu sein; es waren deren in der letzten Zeit nur allzu viele vergossen worden.

„Ich muß mit euch sprechen, Kinder", sagte Jane, indem sie den Kopf emporrichtete und das Schweigen brach. „Ich kann ebenso gut jetzt sprechen, als die Tage erst vorübergehen lassen. Ihr seid zwar noch jung, aber doch schon alt genug, um mich zu verstehen. Wißt ihr, meine guten Kinder, wie traurig unsere Lage ist?"

„Weil wir Papa verloren haben?" fragte die kleine Jane.

„Ja, ja, weil wir ihn verloren haben“, wehklagte die Mutter; „denn dieser Verlust schließt mehr ein, als ihr vielleicht ahnt. Ich wünsche ganz besonders von der Zukunft mit euch zu sprechen. Meine guten Kinder, ich weiß nicht, was aus uns werden soll. Wir haben kein Geld und wir haben auch niemand, der uns solches gäbe oder liehe — niemand auf der ganzen weiten Welt.“

Die Kinder unterbrachen sie nicht, nur William rückte seinen Stuhl dicht an den ihrigen. Sie sah so jung aus in ihrer Witwenhaube, beinahe noch ebenso jung, als da sie vor Jahren sich mit ihm vermählt, der diesen Tag ihren Augen auf immer entrückt worden.

„Wenn wir im Hause bleiben können“, fuhr Jane fort und sprach sehr leise, denn es kostete ihr Mühe, ihre Gemüthsbewegung zu beherrschen, „so könnten wir uns vielleicht doch noch durchkämpfen. Ein harter Kampf würde es aber auf alle Fälle werden, und ihr wißt nicht, was alles in diesem Worte liegt. Wir haben vielleicht nicht satt zu essen. Wir müssen vielleicht Kälte und Hunger leiden — nicht einmal, sondern fortwährend, und ganz gewiß haben wir die Zurücksetzungen und Demüthigungen zu ertragen, von welchen äußerste Armuth begleitet ist. Ich weiß nicht, ob wir eine Wohnung behaupten können, denn es ist möglich, daß wir in acht oder vierzehn Tagen aus dieser fortgewiesen werden.“

„Warum glaubst Du, daß wir aus dieser fortgewiesen werden, Mama?“

„Weil wir Miethzins schuldig sind und ich nicht die Mittel habe, denselben zu bezahlen“, antwortete sie. „Ich habe schon an euern Onkel Francis geschrieben, aber ich

glaube nicht, daß er im Stande sein wird, mir zu helfen. Er —“

„Warum können wir nicht wieder nach London ziehen?“ unterbrach sie der kleine Gar begierig. „Dort war es so hübsch! Es wohnte sich dort viel besser als hier.“

„Du vergißt, Gar, daß —“ hier ward Jane von ihrem Schmerz beinahe überwältigt und mußte eine Minute inne halten — „daß unser Einkommen dort von unserm Papa erworben ward. Jetzt wäre er nicht mehr da, um zu erwerben, was wir dort brauchen würden. Nein, liebe Kinder, ich habe mir die Zukunft nach jeder Richtung überlegt — ich habe darüber nachgedacht, bis mir der Kopf ganz wirr geworden ist — und die einzige Möglichkeit, unsere großen Schwierigkeiten zu überwinden und unsere fernere Existenz zu ermöglichen, beruht, soweit ich sehen kann, darin, daß wir uns bemühen, diese Wohnung zu behaupten. Patience räth mir, einen Theil davon anderweit zu vermiethen. Ich habe auch schon daran gedacht und werde mich bemühen, es zu thun. Vielleicht kommt dabei doch so viel heraus, als zur Bezahlung des Miethzinses und der Abgaben nöthig ist. Dann muß ich noch etwas Anderes ausfindig zu machen suchen, was uns Brot verschafft.“

Die Kinder sahen einander an wie vom Donner gerührt, besonders die beiden ältern, William und Jane.

„Was uns Brot verschafft!“ wiederholten sie entsetzt. „Mama, was meinst Du damit?“

Es ist so schwer, Kindern, welche in Behaglichkeit auferzogen worden, dergleichen Dinge begreiflich zu machen. Jane seufzte und erklärte sich weiter. Kleine, bekümmerte Herzen waren es, welche ihr zuhörten.

„William", hob sie wieder an, „die Uhr Deines armen Papa sollte einmal Dein werden, aber — ich möchte Dir's kaum sagen — ich fürchte, ich werde sie veräußern müssen, um einige Mittel in die Hände zu bekommen."

Eine krampfhafte Bewegung zuckte über William's Gesicht. Dennoch aber wollte der wackere Knabe seiner Mutter nichts von der schmerzlichen Täuschung sehen lassen, die er in seinem Herzen empfand, und sah sie mit heiterm Blicke an.

„Eure Erziehung ist das, was mir ganz besonders schwer auf dem Herzen liegt", hob Jane wieder an. „Wie ich die Kosten für euern Unterricht erschwingen soll, weiß ich nicht. Meine guten Kinder, der Unterricht ist für euch fast ebenso wesentlich und unentbehrlich als Brot, und ihr wißt, daß Kenntnisse besser sind als Haus und Land. Ich sehe meinen Weg nach keiner Richtung hin klar. Er ist sehr finster — fast so finster, als er nur sein kann, und hätte ich nicht wenigstens einen Freund, so würde ich verzweifeln."

„Was ist das für ein Freund, Mama? Meinst Du Patience?"

„Ich meine Gott", entgegnete Jane. „Ich weiß, daß er eine sichere Zuflucht ist für die, welche auf ihn bauen. In meinem kummervollsten Augenblick, wenn ich bedenke, wie sicher diese Zuflucht ist, leuchtet mir ein Lichtstrahl, so hell wie jenes Himmelslicht in eures Papas Traum. O meine lieben Kinder, vielleicht macht er es uns doch möglich, uns durchs Leben weiter zu kämpfen."

„Wer wird uns denn neue Kleider kaufen?" rief Frank, sich einer andern Seite der Schwierigkeit zuwendend.

Jane seufzte — sie wußte nicht, was sie sagen sollte.

„In aller Anfechtung, die uns wahrscheinlich beschieden sein wird, bei allen Demüthigungen und Drangsalen, die wir zu tragen haben, müssen wir vor allen Dingen nach Geduld trachten, um sie zu ertragen. Ihr versteht jetzt noch nicht die Bedeutung des Wortes ertragen, aber ihr werdet sie nur zu bald verstehen lernen. Ihr müßt nicht blos um eurer selbst willen ertragen, weil es euer Loos ist und ihr euch demselben nicht entziehen könnt, nicht blos um meinetwillen, sondern hauptsächlich, weil es Gottes Wille ist. Diese Trübsal wäre nicht über uns gekommen, wenn Gott es nicht gestattet hätte, und ich bin deshalb überzeugt, daß er sie uns zu unserm Besten gesendet hat. Wenn wir hier in diesem Hause beisammen bleiben können, so werden wir nicht gänzlich elend sein. Ihr werdet mir beistehen, nicht wahr?“

„Worin denn, Mama?“ fragten sie begierig, als ob sie auf der Stelle Hand anzulegen wünschten. „Was können wir thun?“

„Ihr könnt mir beistehen, wenn ihr gut und gehorsam seid, wenn ihr mir keine unnöthigen Sorgen und Unruhe macht, wenn ihr unsere Entbehrungen heiter ertragt und euch bemüht, das, was ihr schon gelernt, zu behalten, und eure Lectionen fleißig wieder durchgeht. Alles dies wird mich trösten und aufrecht erhalten.“

William brach in Thränen aus und legte seinen Kopf in den Schooß seiner Mutter.

„O Mama, ich will für Dich alles thun, was ich kann!“ schluchzte er; „ganz gewiß will ich es.“

„Tröste Dich, mein Sohn“, flüsterte sie, indem sie sich

zärtlich über ihn neigte. „Bedenke, daß das letzte, welches Du Deinem Vater brachtest, ein liebevolles Opfer war, indem Du ihm die Orange überließest, die Du so gern selbst gegessen hättest. Ich bemerkte es wohl, William. Meine liebenden Kinder, laßt uns alle bemüht sein, muthig und standhaft dem fernen Licht entgegenzustreben und unser Augenmerk auf Gott zu richten."

Sechzehntes Kapitel.

Neue Drangsal.

Eine Woche war seit Mr. Halliburton's Begräbniß vergangen. Jane hatte mittlerweile ihre Lage nach allen Richtungen hin erwogen und, so zu sagen, ihre Pläne organisirt. Durch Veräußerung der Uhr, des Silbergeräthes und ihrer eigenen Schmucksachen war sie in den Stand gesetzt worden, die Kosten des Begräbnisses zu bestreiten, einige kleine Schulden zu bezahlen und noch eine Kleinigkeit für den unmittelbaren Bedarf in den Händen zu behalten.

Am letzten Tage der Woch, am Sonnabend, erhielt sie eine Mahnung wegen des rückständigen Miethzinses. Ein gezierter junger Mensch von etwa neunzehn Jahren, mit hellblauen Augen und blondem Haar, kam in Mr. Dare's Auftrage, um sich das Geld auszubitten.

Jane sagte ihm, sie könne dasselbe nicht sofort bezahlen, würde aber an Mr. Dare schreiben und ihm die Sache auseinandersetzen.

Der junge Herr, dessen Manieren stolz herablassend

waren, drehte sich hierauf kurz herum und verließ das Haus, ohne guten Morgen zu sagen. Als er das Gartenpförtchen hinter sich zuschlug, begegnete ihm Patience, die eben mit einem Korbe in der Hand vom Markte kam.

„Wie befindest Du Dich?" sagte sie grüßend zu ihm.

Es erfolgte von seiten des jungen Mannes aber keine Antwort weiter, als daß er den Kopf noch ein wenig höher emporwarf.

„Wissen Sie, wer das ist?" fragte Jane später.

„Ja wohl. Es ist der junge Anthony Dare."

„Er hat gerade keine angenehmen Manieren."

„Für uns allerdings nicht. Es gibt in der ganzen Stadt keinen anmaßendern jungen Mann, als dieser ist. Dabei steht er durchaus nicht im besten Rufe."

Jane setzte sich, um an Mr. Dare zu schreiben. Ihr Bruder Francis, den sie von ihrer Lage in Kenntniß gesetzt, hatte ihr den Zins für das abgelaufene Halbjahr, sechzehn Pfund, bis Mitte Februar versprochen. Eher könnte er das Geld nicht schaffen, schrieb er, aber dann könne sie mit Bestimmtheit darauf rechnen. Sie bat deshalb Mr. Dare um die Freundlichkeit, bis dahin zu warten. Nachdem sie den Brief zugesiegelt, sendete sie ihn ab.

Am nächstfolgenden Montag war alles zum Vermiethen in Bereitschaft gesetzt, und Jane sah hoffnungsvoll der Ankunft von Miethlustigen entgegen. Die besten Wohnzimmer und die besten Schlafzimmer waren geräumt worden und in Ordnung gebracht. Jane schlief jetzt mit ihrem Töchterchen zusammen, und für die Knaben waren Matratzen auf dem Oberboden des Hauses hergerichtet. Ihre Schularbeiten sollten sie nun im Wohnzimmer machen. Ein

am Fenster befestigter, schön geschriebener Zettel verkündete den Vorübergehenden, daß hier Logis zu vermiethen waren.

Nach dem Frühstück erschien Patience mit einem Stück grauen Merino in der Hand.

„Willst Du vielleicht ein Kleidchen für Anna machen?“ fragte sie Mistreß Halliburton. „Bis jetzt haben wir Anna's Kleider von Sara Locke fertigen lassen, denn ich bin in solchen Arbeiten nicht bewandert; Sara aber läßt mir eben sagen, sie habe diese Woche zu viel zu thun und könne es nicht fertigen. Ich hörte Dich vor einigen Tagen sagen, Du fertigtest die Kleider für Dein Töchterchen. Wenn Du dies machen kannst und eine halbe Krone verdienen willst, so hast Du hier Gelegenheit. Es ist das der gewöhnliche Preis, den ich an Sara bezahle.“

Jane nahm den Merino mit großem Dank. Es war wie ein Hoffnungsstrahl, welcher mit einem Mal ihr Herz erleuchtete. Nur einen Augenblick zuvor, ehe Patience eintrat, hatte sie gewünscht, daß etwas für sie zu thun kommen möchte, ohne zu glauben, daß es auch wirklich kommen würde. Und nun war es schon da und sollte ihr zwei Schillinge und sechs Pence einbringen!

„Zwei Schillinge und sechs Pence!“ wiederholen wir vielleicht mit unverstellter Verachtung einer solchen Kleinigkeit. Ja, aber wir haben vielleicht niemals erfahren, was es heißt, zwei Schillinge und sechs Pence als eine große Hülfe zu betrachten.

Jane schnitt das Kleidchen nach dem ihres Töchterchens zu und setzte sich, um es zusammenzunähen, während

ihre Gedanken sich der Zukunft zuwendeten. Die Kinder saßen bei ihren Lectionen um den Tisch herum.

„Ich habe jetzt gerade noch zwei Pfund siebzehn Schillinge und sechs Pence in meiner Kasse", sagte sie bei sich selbst. „Mit dieser halben Krone habe ich dann drei Pfund. Ich möchte wissen, wie lange wir davon leben können. Wir haben alle gute Kleider und die Stiefel der Knaben sind vor der Hand auch noch gut. Wenn ich die Zimmer vermiethen kann, so habe ich den Zins, und der Lebensunterhalt wäre dann die Hauptsache, für die ich zu sorgen hätte. Wir müssen das Geld soviel als möglich eintheilen; wir müssen von trockenem Brot und Kartoffeln und ein wenig Milch leben, bis sich uns eine neue Einnahmequelle öffnet. Ich möchte wissen, ob wir mit fünf Schillingen wöchentlich für Brot, Kartoffeln, Milch und Kohlen auskommen. Ich fürchte —"

Jane's geschäftige Träume wurden unterbrochen. Das Gartenpförtchen ward aufgerissen. Zwei Männer oder Herren näherten sich der Hausthür und pochten. Ihre Bewegungen waren so rasch, daß Jane sie nur ganz flüchtig erblickte.

„Sieh einmal, wer es ist, William", sagte sie.

Sie hörte, wie die Beiden ins Haus hereinkamen und fragten, ob sie zu Hause sei. Sie legte ihre Arbeit weg, schüttelte sich die Fäden von ihrem schwarzen Kleid und ging in die Hausflur hinaus, während William zu seinen Lectionen zurückkehrte.

Die beiden Fremden standen in der Hausflur — ein gut gekleideter Mann und ein schäbig gekleideter. Der

erstere verlangte in höflichem Tone den fälligen halbjährlichen Zins.

Jane antwortete, sie habe deshalb vergangenen Sonnabend an Mr. Dare geschrieben, ihm die Sache auseinandergesetzt und ihn ersucht, noch kurze Zeit zu warten.

„Mr. Dare kann nicht warten", entgegnete der gutgekleidete Mann immer noch in höflichem Tone. „Sie müssen mir erlauben zu bemerken, Madame, daß Sie hier fremd sind, daß Sie, seitdem Sie das Haus bezogen, noch gar keinen Zins bezahlt haben —"

„Wir glaubten, es sei Gebrauch, halbjährlich zu bezahlen, weil Mr. Dare zu Michaelis nicht erinnern ließ", unterbrach ihn Jane. „Damals hätten wir bezahlt, wenn es uns abverlangt worden wäre."

„Nun, jedenfalls haben Sie nicht bezahlt", war die Antwort. „Und — es thut mir leid, Madame, daß ich genöthigt bin, diesen Mann hier zu lassen, bis Sie bezahlen."

Die Beiden gingen sofort ganz gemächlich in das beste Wohnzimmer hinein, und Jane wußte nun, während Verzweiflung sich ihres Herzens bemächtigte, daß ihre Mobilien mit Beschlag belegt waren.

Während sie so noch ganz außer sich vor Schrecken und Verwirrung dastand, trat Patience durch die Hinterthür, durch welche sie stets zu kommen pflegte, herein und sah eben noch den in das Zimmer hineingehenden schäbigen Mann. Sie zog Jane sofort in die Küche.

„Was macht dieser Mann hier?" fragte sie.

Jane gab keine Antwort, sondern sank auf einen Stuhl nieder und brach in so heftiges Schluchzen aus, daß die

ruhige Quäkerin dadurch nicht wenig überrascht ward. Sie drehte sich herum und schloß die Thür.

„Beruhige Dich! beruhige Dich doch! Deine Kinder werden Dich hören und erschrecken. Bist Du vielleicht mit Deinen Abgaben in Rückstand?"

Einige Minuten lang konnte Jane nicht antworten.

„Nein, wegen der Abgaben ist es nicht", sagte sie endlich. „Diese sind bezahlt. Mr. Dare legt mir wegen des Miethzinses Execution ins Haus."

Patience dachte kopfschüttelnd über diese Mittheilung nach.

„Ich glaube, Du irrst Dich", sagte sie dann. „So etwas würde Thomas Ashley ganz gewiß nicht thun."

„Er hat es aber gethan!" schluchzte Jane.

„Das stimmt nicht mit seinem Charakter überein. Er ist ein menschenfreundlicher, rücksichtsvoller Mann. Du thust mir wirklich leid. Dieser schmutzige Mensch ist kein angenehmer Hausgenosse. Wir mußten voriges Jahr auch seine Bekanntschaft machen."

„Sie?" rief Jane, und ihre Ueberraschung war für den Augenblick fast noch größer als ihr Schmerz. „Sie?"

„Ja, man zwingt uns nämlich, Kirchensteuer zu bezahlen", entgegnete Patience. „Wir tragen Bedenken, dies zu thun, denn wir halten diese Forderung für eine ungerechte. Seit Jahren hatte Samuel Lynn die Steuer bezahlt, um allen unangenehmen Folgen auszuweichen, voriges Jahr aber lehnte er in Gemeinschaft mit noch einigen Freunden sich dagegen auf. Die Folge hiervon war, daß dieser Mann, der jetzt in Deinem Zimmer ist, uns in das Haus gelegt ward. Der Betrag, den man von uns bean=

spruchte, war ein Pfund neun Schillinge und man pfändete uns dafür Sachen ab, die elf Pfund gekostet hatten und noch so gut wie neu waren."

„O Patience, sage mir, was ich thun soll!" bat Jane, wieder auf ihre eigene Bedrängniß zurückkommend. „Wenn man uns aus dem Hause treibt und unsere Sachen verkauft, so haben wir weiter keine Zuflucht als das Armenhaus. Auf der Straße können wir nicht liegen bleiben.'

„In der That, ich weiß selbst nicht, was ich Dir rathen soll. Wäre es nicht am besten, wenn Du selbst zu Anthony Dare gingest und ihn zu überreden suchtest, daß er die Beschlagnahme wieder aufhebe und warte?"

„Ja, ich will sogleich zu ihm gehen", entgegnete Jane fieberhaft. „Wollen Sie meiner Kleinen erlauben, einstweilen bei Ihnen zu bleiben, Patience, bis ich wiederkomme?"

„Ja wohl, recht gern. Sire —"

In diesem Augenblick kamen die Kinder eins nach dem andern in die Küche hereingestürzt.

„Mama, wer ist denn dieser garstige, schmutzige Mann, der in das Zimmer gekommen ist? Er hat sich vor das Feuer gesetzt und schürt darin herum. Der andere besieht die Tische und Stühle."

Es war Frank, welcher sprach — der ungestüme Frank.

Mistreß Halliburton warf einen verzweifelnden Blick um sich, bis Patience wieder ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nahm.

„Dieser Mann ist seiner Instruction gemäß hier", sagte diese zu den Kindern. „Ihr dürft nicht unfreundlich gegen ihn sein, denn dann würde er es noch zehnmal mehr gegen

euch sein. Der andere wird sich sehr bald wieder entfernen. Eure Mutter wird auf eine Stunde fortgehen, vielleicht kann sie, wenn sie wiederkommt, den Mann gehen heißen. Kleine Jane, du kannst mit mir kommen und mit Anna zu Mittag essen."

Mistreß Halliburton wartete, bis der feinere der beiden Männer sich wieder entfernt hatte, und machte sich dann auf den Weg. Es war ein rauher, kalter Tag. Schwarz und trüb erschien ihr alles nach außen und nach innen, während sie so die Straßen nach Mr. Dare's Bureau durchschritt. Patience hatte ihr den Weg beschrieben und das Thürschild mit der Inschrift „Mr. Dare, Anwalt" zeigte ihr das rechte Haus. Sie ging durch die offenstehende Thür und pochte an einer, an welcher sie die Aufschrift „Schreiberzimmer" las, rechts in der Hausflur an.

„Herein!" hieß es.

Drei oder vier Schreiber saßen darin. In einem derselben erkannte sie den, welcher soeben ihr Haus verlassen. Die andern Schreiber schienen ihn zu respectiren und nannten ihn Mr. Stubbs.

Jane nannte ihren Namen und sagte, sie wünsche Mr. Dare zu sprechen. Dieser Wunsch ward in das innere Zimmer weiter gemeldet und es dauerte nicht lange, so trat der junge Anthony heraus.

„Mein Vater ist beschäftigt und kann Sie nicht sprechen", lautete sein Gruß. „Ich kann alles hören, was Sie zu sagen haben. Es ist ganz einerlei."

„Ich danke Ihnen", entgegnete Jane in einem von dem seinen sehr verschiedenen, höflichen Tone. „Aber ich möchte lieber mit Mr. Dare selbst sprechen."

„Er ist beschäftigt, sage ich", wiederholte Anthony mit Nachdruck.

„Nun, dann will ich warten. Ich muß ihn sprechen."

Anthony Dare stolzirte wieder zurück.

Jane sah eine Bank an der Wand und setzte sich. Es war ungefähr halb eins, als sie hier ankam, und als es zwei schlug, saß sie immer noch da. Mehrere Clienten waren während dieser Zeit gekommen und gegangen; diese wurden bei Mr. Dare vorgelassen, Jane aber blieb sitzen, ohne daß jemand sich um sie kümmerte.

Um zwei Uhr kam Anthony mit dem Hute auf dem Kopf durch das Zimmer; er schien ausgehen zu wollen.

„Wie? Sie sind noch da?" rief er mit aufrichtiger oder erheuchelter Ueberraschung, ohne den Hut abzunehmen, obschon er sich einbildete, der vollendetste Gentleman in Helstonleigh zu sein. „Ich versichere Ihnen, Ihr Warten kann Ihnen durchaus nichts nützen. Mein Vater kann Sie nicht sprechen."

„O ganz gewiß wird er eine Minute für mich erübrigen, wenn er mit den Andern fertig ist."

„Heute kann er aber nicht. Können Sie nicht mir sagen, was Sie anzubringen haben?"

„Nein, ich muß Mr. Dare selbst sprechen. Ich werde daher, wenn Sie mir erlauben, noch warten."

Anthony Dare nahm sich nicht die Mühe, weiter hierauf zu antworten, sondern ging hinaus.

Einer oder zwei der Schreiber sahen sich um. Sie schienen nicht zu begreifen, warum Jane so hartnäckig sitzen blieb, oder warum Mr. Dare sich weigerte, sie zu sprechen.

Nach ungefähr einer Stunde öffnete sich die innere

Thür. Ein langer Mann mit einem kecken, dreisten Gesicht schaute in das Zimmer. Jane vermuthete, daß dies Mr. Dare sei, erhob sich und näherte sich ihm.

„Kann ich vielleicht einige Minuten mit Ihnen sprechen?“ fragte sie. „Sie sind wohl Mr. Dare?“

Er streckte die Hände aus, wie um Jane abzuwehren.

„Ich habe keine Zeit — ich habe keine Zeit“, wiederholte er und schlug ohne weiteres die Thür wieder zu.

Jane setzte sich wieder auf die Bank.

„Stubbs, ich habe Ihnen etwas zu sagen“, rief Mr. Dare nach einer kleinen Weile durch die nur einen Zoll weit geöffnete Thür hindurch.

Stubbs ging hinein, blieb einige Minuten, kam dann wieder heraus, setzte seinen Hut auf und verließ das Zimmer.

Seine Entfernung war das Signal zu einer bedeutenden Verminderung des Arbeitseifers. „Wenn die Katze nicht zu Hause ist“ — man kennt das Sprichwort. Gähnen, Dehnen, Flüstern und Lachen ward nun die Hauptbeschäftigung. Einer der Schreiber nahm aus seiner Tasche eine Düte mit Zwiebacken und begann zu essen. Ein zweiter zog eine Flasche heraus und ergötzte sich an dem Inhalte derselben, mochte dieser nun bestehen, worin er wollte.

Plötzlich stand der mit den Zwiebacken vom Stuhl auf und bot sie Mistreß Halliburton an. Ihr bleiches trauriges Gesicht bewog vielleicht sein gutmüthiges Herz, dies zu thun.

„Sie haben schon lange gewartet, Madame, und vielleicht darüber Ihr Mittagessen versäumt“, sagte er.

Jane nahm einen Zwieback.

„Sie sind sehr gütig. Ich danke Ihnen“, sagte sie in mattem Tone.

Aber sie konnte keinen Bissen hinunterbringen. Sie hatte an diesem Morgen ein Stück trockenes, geröstetes Brot und eine halbe Tasse Milch zum Frühstück genossen, und es war lange her, daß sie keine vollständig sättigende Mahlzeit genossen. Sie fühlte sich schwach, unwohl und matt, aber Ungewißheit und Unruhe waren in ihr thätig, trockneten ihr den Schlund aus und ertödteten die Eßlust. Sie hielt den Zwieback zwischen ihren auf dem Knie ruhenden Fingern und trotz ihrer Anstrengungen traten ihr die rebellischen Thränen in die Augen. Sie hob die Hand empor und zog ruhig ihren Witwenschleier über das Gesicht.

Ein Mann von ärmlichem Aussehen trat ein und zählte acht Schillinge auf das Pult.

„Ich konnte die fehlenden zwei diese Woche nicht ermöglichen“, sagte er zitternd. „Nächste Woche will ich dafür zwölf bringen.“

„Vergeßt es aber nicht“, antwortete einer der Schreiber. „Ihr wißt, was Euch sonst bevorsteht.“

Der Mann schüttelte den Kopf. Wahrscheinlich wußte er es. Er ward beim Hinausgehen von einem schönen siebzehnjährigen Jüngling, der soeben hereingeeilt kam, beinahe über den Haufen gerannt. Sehr schön waren dessen Züge, aber sie wurden durch denselben kecken Ausdruck beeinträchtigt, welcher die Mr. Dare's charakterisirte.

„Ist mein Vater da?“ rief er ganz außer Athem.

„Ja, Sir. Lord Hawkesley ist bei ihm.“

„Der Teufel hole Lord Hawkesley“, entgegnete der

junge Herr. „Wo ist Stubbs? Ich will mein Taschengeld und kann nicht warten. Heda, Walker, wo ist Stubbs?“

„Er ist ausgegangen, Sir.“

„Das ist dumm. Holla, da liegt ja Geld! Was ist das für Geld?“ fuhr der junge Mann fort, indem er die acht Schillinge von dem Pult hinwegraffte.

„Es ist soeben eingezahlt worden, Mr. Herbert.“

„Nun, dann ist es ja gut“, sagte er, indem er fünf der Schillinge in die Tasche seiner Jacke gleiten ließ. „Sagen Sie Stubbs, er solle es mir auf mein Wochengeld anrechnen.“

Damit eilte er wieder hinaus. Jane blieb immer noch sitzen und fragte sich, was sie thun solle. Es schien kaum wahrscheinlich zu sein, daß sie bei Mr. Dare vorgelassen werden würde, und dennoch, wie konnte sie wieder gehen, wie sie gekommen — ohne Hoffnung? Nein, sie mußte warten, warten bis zum letzten Augenblick. Vielleicht konnte sie noch ein Wort mit Mr. Dare sprechen, wenn er sein Bureau verließ. Sie konnte nicht umhin, sein Benehmen gegen sie sehr tadelnswerth zu finden.

Man zündete eben die Lichter in dem Bureau an, als Mr. Stubbs wiederkam. Einer der Schreiber zeigte mit seiner Feder auf die drei Schillinge.

„Kinnersley hat acht Schillinge gebracht. Nächste Woche will er zwölf bringen. Er hat die zehn diese Woche nicht zusammenbringen können“, sagte er.

„Wo sind denn die acht Schillinge?“ fragte Stubbs. „Ich sehe ja blos drei.“

„Master Herbert kam herein und nahm sich fünf davon. Er sagte, Sie sollten sie ihm auf sein Taschengeld anrechnen.“

„Er wird sich noch einmal zu viel nehmen, wenn ihm nicht Einhalt gethan wird“, bemerkte der erste Schreiber. „Indessen, mich geht es weiter nichts an.“

Er warf die drei Schillinge in sein Pult und notirte die Zahlung in einem Buche. Dann ging er zu Mr. Dare hin, welcher jetzt allein war.

Es war ein großes, schön eingerichtetes Zimmer. Mr. Dare's Tisch stand an einem der Fenster, ein Pult, an welchem Anthony zuweilen saß, stand an dem andern. Mr. Dare blickte auf.

„Ich konnte nichts ausrichten, Sir“, sagte Stubbs. „Die andere Partei will durchaus von keinem Vergleiche hören. Sie sagte, erst wolle sie noch an das Kanzleigericht appelliren. Diese Menschen sind ganz des Teufels.“

„Lassen wir sie!“ entgegnete Mr. Dare. „Mögen sie appelliren! Mit der Zeit werden sie schon ein anderes Lied pfeifen lernen. Ist Kinnersley dagewesen?“

„Ja, er hat acht Schillinge gebracht und versprochen, nächsten Montag zwölf zu bringen. Mr. Herbert hat sich fünf davon genommen und gesagt, man solle sie ihm auf sein Taschengeld anrechnen.“

„Ein gewitzter Junge!“ rief Mr. Dare mit väterlichem Stolze. „Man nehme, wo man kann, ist sein Wahlspruch. Es wird einmal ein guter Advocat aus ihm werden, Stubbs.“

„Ja, das glaube ich auch“, stimmte Stubbs bei.

„Ist die Frau fort?“

„Nein, Sir, ich glaube, sie hat sich vorgenommen, nicht eher fortzugehen, als bis sie Sie gesprochen hat.“

„Na, dann schicken Sie sie sofort herein, damit wir den Trödel loswerden“, rief Mr. Dare.

Warum hatte er einen solchen Widerwillen, Jane zu sprechen? Fürchtete er, sie werde ihre Verwandtschaft geltend machen und ihn dadurch zur Nachsicht bestimmen wollen?

Wenn er dies glaubte, so sollte er sich angenehm enttäuscht sehen. Jane spielte mit keinem Worte auf ihre Verwandtschaft an. Nach jener Unterredung, die sie vor drei oder vier Monaten mit Mistreß Dare gehabt, hatte sie sich jeder Erinnerung an dieses Verwandtschaftsverhältniß entschlagen und selbst ihre Kinder wußten nichts davon. Sie bat blos Mr. Dare um Nachsicht, wie jede andere fremde Person darum gebeten haben würde.

Es war wenig Aussicht vorhanden, daß Mr. Dare auf ihre Bitten eingehen würde, denn er sowohl als seine Gattin wünschten Helstonleigh von den Halliburtons sobald als möglich geräumt zu sehen.

„Wir würden dadurch gänzlich zu Grunde gerichtet werden“, sagte Jane. „Wir würden geradezu an den Bettelstab kommen. Mr. Dare, ich verspreche Ihnen mit Bestimmtheit den Zins in der Mitte des Februar. Wenn mein Bruder mir das Geld bis dahin nicht ganz gewiß schicken könnte, hätte er es mir nicht versprochen. Diese kurze Frist werden Sie mir doch wohl einräumen können.“

„Ich kann nicht, Madame, oder vielmehr Mr. Ashley kann nicht. Es war eine tadelnswerthe Nachlässigkeit von mir, daß ich den Miethzins ein halbes Jahr auflaufen ließ, besonders da Sie hier fremd im Orte waren. Mr. Ashley hält sich an mich.“

„Es sind ja aber soviel gute und neue Möbel in meinem Hause, daß der rückständige Zins dadurch dreimal gedeckt wäre."

„Mag wohl sein, aber Sachen, die im Hause vierzig Pfund werth sind, werden bei einer Auction oft kaum mit zehn bezahlt."

„Nun, dann ist dies ja ein neuer Grund —"

„Gute Frau", unterbrach sie Mr. Dare mit gebieterischer Höflichkeit, „ein Wort ist so gut wie tausend und dieses Wort habe ich gesagt. Ich kann die Beschlagnahme nicht anders als gegen Empfang des rückständigen Zinses und der Kosten aufheben. Bezahlen Sie dieselben und ich werde mich freuen, Ihrem Wunsche entsprechen zu können. Wenn Sie auch die ganze Nacht hier bleiben, so kann ich Ihnen doch keine andere Antwort geben und meine Zeit ist kostbar."

Er blickte, indem er dies sagte, nach der Thür. Jane verstand den Wink und ging. Sowohl aus seinem Tone als aus seinen Worten nahm sie ab, daß keine Hoffnung übrig blieb.

Die Straßen waren hell von Gas erleuchtet, als sie dieselben mit gesenktem Haupte, herabgeschlagenem Schleier, und während ihre Thränen lautlos rannen, entlang eilte. Als sie aber die Stadt hinter sich hatte und sich einer einsamen Stelle der Landstraße näherte, wo kein Auge sie sah, kein Ohr sie hörte, da brach sie in ein unaufhaltsames lautes Schluchzen aus.

Wo kein Auge sie sah, kein Ohr sie hörte! O, doch gab es auch hier ein Auge, ein Ohr, welches sich nimmer

schloß, und als Jane's furchtbare Gemüthsbewegung sich in einem Nothschrei Luft machte — in einem Nothschrei zu ihm, der uns stets und überall hört — da schien auf einmal ein Gefühl des Friedens, der Ruhe und des Vertrauens in ihre Brust einzuziehen.

Ende des ersten Bandes.



Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.



